Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 24 — Gotha, 15. Dezember 1928 — 42. Jahrgang

Inhalt: Geburt Christi [Sp. 1161] — Friede auf Erden [Sp. 1162] — Weihnachten in den Vereinigten Staaten [Sp. 1165] — Zur Zerstörung russisch-orthodoxer Kathedralen in den baltischen Ländern. Auch eine Weihnachtsbetrachtung [Sp. 1170] — Vom Gustav Adolf-Verein [Sp. 1173] — Eisenach, Augustusburg, Basel [Sp. 1178] — Geschichtliche Bindung. Vortrag im Bund für Gegenwartchristentum [Sp. 1182] — Wagnis im Glauben [Sp. 1188] — Hörgott (Wittig). Schluß [Sp. 1189] — Ein Wort für Fritz Philippi [Sp. 1192] — Bücher für Weihnachten: Kunst: Jesu Darstellung (Barning); Deutsche Geschichte (Pagel); Masareel. Geschichte: Calderon (Gürster); Die Besessenen (Schubel-Benz); Napoleon (Mereschkowskij); Scharnhorst (Kohne); Beethoven (Huch); Charlotte v Stein, Beethoven (Weichelt); Shelley (Maurois); Urgroßeltern-Zeit (Buchner); Urahnenland (Blanckmeister); Pestalozzi (Konzelmann); Versunkenes (Hoerschelmann); Wir Frauen (Wolff-Arndt); Menschen der Liebe (Nötzel); Lambarene (Schweitzer); Tschechen und Deutsche (Rádl). Geschichten: Teufelssessel (Winckler); Saat der Mohren (Larsen); Sieben Tage Finsternis (Gunnarssohn); Insel Berande (London); Einhart (Hauptmann); Jutt und Jula (Brust); Volkserzählungen (Tolstoi); Göttliches und Menschliches (Tolstoi); Parlamentarier (Lorenz); Käthe Werner, Land Not (Schröer); Mutterbüchlein (Vesper); Onkel Elias (Janoske); Genia (Seidel); Geißel (Locke); Kampf der Tertia (Speyer). Natur: Vom Walde (Bockemühl); Im Busch (Roberts); Aus dem Landleben (Malo). Gedichte und Weihnachtliches: Gedichte (Hamsun, Reinacher); Der Gral (Pischel); Buch der Stunde (Eberhardt); Weihnachtsbüchlein (Klotz); Feste (Gampp); Weihnachtslieder usw (Feesche); Kinder- und Jugendbücher. Kalender und Jahrbücher [Sp. 1194] — Der Streit um Hasenclevers Komödie [Sp. 1204] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1205] — Verschiedenes: Von Redaktionswegen; Flugblatt des AEPMV; Unsere Musikbeilage [Sp. 1208] — Versammlungskalender [Sp. 1308] — Anzeigen

Geburt Christi

Es begab sich aber zu der Zeit . . . .
Und sie gebar ihren ersten Sohn . . .
Luk. 2, 1. 7

Unser Advent war auf den Ton gestimmt: „Komm, in uns zu wohnen!" Und so könnten wir zu Weihnachten fortfahren: „Wär Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du wärest ewiglich verloren!" Denn Alles, was draußen ist, rechtfertigt, erlöst, beseligt nicht, wenn es nicht drinnen ist. Gott, Christus, Heiliger Geist — Reich, Kraft und Herrlichkeit — sie sind nicht, wenn wir sie nicht haben. Sie sind für uns dann nicht da, und wenn nicht für uns und in uns, was für eine Vorstellung auch nur sollen wir denn von ihnen fassen? Aber sie kommen ja zu uns, unser Herr Gott mit all seinen Offenbarungen und Gaben, und das gibt dann ein großes Fest, gleichviel ob es Weihnachten ist oder Advent oder ein gewöhnlicher Sonntag, ob es Geburt ist oder Tod, und so ist für den Christen immer Weihnachten, Advent, Sonntag.

Das alles aber wäre nicht so, wenn Jesus Christus uns nicht geboren ward. Besinnen wir uns nur, was wir hätten, was wir sind, wenn wir die Geburt Christi aus unsrer Geschichte streichen. Aus unsrer Lebensgeschichte, aus der Weltgeschichte. Wie all unser persönlicher Christenbesitz dann ins Wanken gerät. Unser und der Menschheit Bestes. Es gibt ja Leute, die fragen, ob auch Jesus gelebt habe. Etliche zitternd vor einer solchen Möglichkeit. Andere stolz auf skeptischen Einfall oder Eigensinn. Ach wenn wir so skeptisch sein wollen unsrer ganzen historischen Überlieferung gegenüber, was bleibt dann noch von der Vergangenheit! Der Gedanke ist wirklich nicht neu. Ein Herder hat ihn gehabt und sich damit abgefunden *). Wo man aber uns mit Gewalt den Zweifel aufdrängen will, sollen wir uns von der Tendenz nicht imponieren lassen; wir merken ja dann zur Genüge, daß man unserm Christentum selber an den Leib will. Echter Glaube weiß, daß Gott uns seine Wege führen würde, auch wenn unser Wissen und Verstand die sonderbarsten Entdeckungen machen müßte: prodest semper, unter allen Umständen sollen wir Gewinn davon haben, sagt Luther. Aber siehe da, wir brauchen uns nicht zu ängsten und sollen uns nicht ängsten lassen. Das Geheimnis der Wirkung von Person zu Person — spüren wir es nicht? Und möchte die Überlieferung noch so dürftig sein, den Dienst tut sie uns, daß sie uns zusammenbringt, Jesus Christus und uns!

*) Das Zitat in meiner Glaubenslehre 2, 49.

Und um seine Geburt nun — welch eine Wunderwelt. Um seine Gestalt überhaupt, um sein Leiden und Sterben. Und das ist alles Huldigung, Bestätigung, Offenbarung, Menschliches und Göttliches im Verein. Damit wir durch das Geschehene und Überlieferte hindurch das aller-Innerste erhorchen, erfühlen, erkennen. Daß nur unser Denken sich nicht an die Peripherie verliert! Daß wir in den innersten Kern eindringen! Das ist Gott und sein heiliger Wille. Sein Erlösungswille. Sein Vollendungswille. Und wenn wir diesen innersten Kern suchen und fassen, so kommen wir immer wieder unversehens in Bethlehem an, bei dem Kind in der Krippe. Mit den Hirten vom Felde, mit den Weisen aus dem Morgenlande, mit Maria und Joseph.

Werdet wie die Kinder.

Welt ging verloren, Christ ward geboren, Freue dich, freue dich, o Christenheit! R

Friede auf Erden

Altes und Neues

Der Lobgesang der Engel darf aus dem Ganzen des Weihnachtsevangeliums heraus nicht ausschließlich pazifistisch gedeutet werden. Selbst ein Friedenstheologe wie der Herausgeber stellte vor vielen Jahren einmal fest: „Die Verbindung zwischen dem ‚Friede auf Erden' der Weihnachtsbotschaft und dem Pazifismus von heute, so leicht sie vielen scheint, muß über riesengroße historische Hindernisse hinweg erst gesucht und geschaffen werden [1])." Unterscheidet man mit Luther einen „weltlichen" und „geistlichen" Frieden, dann wird in Lukas 2, 14 wohl in erster Linie der geistliche Friede verkündigt — der Friede, den „die Gottlosen nicht haben". Aus einem solchen Verständnis der weihnachtlichen Friedenskunde folgt selbstverständlich nicht, daß die Friedlosigkeit unter den Völkern irgendwie gebilligt wird. Ein guter Baum bringt gute Früchte — und ein Mensch, der den geistlichen Frieden hat, wirkt Werke des Friedens in der Welt. Thomas a Kempis' feines Wort: Tene te primo in pace, et tunc poteris alios pacificare (Halte dich selbst zuerst in Frieden, dann erst kannst du Andere befrieden) schließt ganz gewiß auch ein Sollen im zweiten Satz ein. Wer Etwas schmecken durfte vom Frieden Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, hat auch die Pflicht, aus seinem inneren Reichtum weiterzugeben. Friede im Herzen und

[1]) Der Beitrag der christlichen Kirchen zur internationalen Verständigung. 1913.

Kriegsverherrlichung nach außen ist ein komisches Gespann. Man kann nicht Verkündiger des geistlichen Friedens und Lobredner der Waffengewalt zugleich sein.

So führt schließlich doch ein Weg von der Weihnachtsbotschaft zur Arbeit für den Frieden der Welt. Nur ist dieser Weg nicht so gradlinig, wie man in der Weihnachtsstimmung (leider zu oft auch Weihnachtssentimentalität) gerne glaubt. Im Übrigen darf nicht vergessen werden, daß auch das Weihnachtswort Lukas 2, 14 bereits eine fast zweitausendjährige Geschichte hat. Es hat sich an das „Friede auf Erden" die Friedenshoffnung vieler Geschlechter geheftet. Auch die Herrlichkeit der andern Friedensverheißungen der Bibel leuchtet in dem Weihnachtswort auf. Die Weissagung des Propheten von der Herrschaft des Friedefürsten — „da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen" — die Zuversicht des Psalmisten, daß einmal „Gerechtigkeit und Friede sich küssen", auch das Selig über die Friedfertigen (pacifici) — alle diese heiligen Friedensworte sammelten sich, wie Strahlen im Brennpunkt, im „Friede auf Erden". Nicht zuletzt brachte es der liturgische Gebrauch des himmlischen Lobgesanges mit sich, daß der Anspruch des unverfälschten Christentums, Religion der Liebe und des Friedens zu sein, nie ganz vergessen werden konnte.

*

„— auf Erden": das gibt der Weihnachtsbotschaft ihre besondere Kraft. Mag uns auch ein so ehrwürdiger Ausleger wie Theodor Zahn belehren, daß dies „auf Erden" keineswegs die ganze Erde meine — verstanden wurde die enge Wortverbindung „Friede auf Erden" zumeist wohl als starkbetonte Verheißung einer Befriedung der ganzen sichtbaren Erde. Vielleicht ist es diesem „auf Erden" zu danken, daß sich die christliche Friedensverkündigung nicht allzu sehr von der Erde entfernte. Wie das „auf Erden" in der dritten Bitte des Vaterunsers, stellte das „Friede auf Erden" die Gemeinde immer wieder in die greifbare Wirklichkeit hinein: Hier in dieser Welt, die von Waffen starrt, hier auf diesem blutüberschwemmten Erdball bricht den Menschen guten Willens in der Geburt Christi der Tag der Versöhnung an.

*

Gerade in Kriegszeiten hat man die Spannung zwischen dem Friedenswort aus Himmelshöhen und der eisengepanzerten Erdenwirklichkeit besonders schmerzlich empfunden. C. F. Meyer[2]), den Niemand der Verweichlichung zeihen darf, klagt in seinem gläubigen Hymnus „Friede auf Erden":

Seit die Engel so geraten,
O wie viele blut'ge Taten
Hat der Streit auf wildem Pferde,
Der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Geister zagend,
Dringlich, flehend, leis verklagend:
„Friede, . . . Friede . . . auf der Erde!"

Gewiß schrieb Kaiser Friedrich in solchem Schmerze über die „Widersprüche zwischen christlicher Lehre und gegenseitiger wild-tierischer Zerfleischung" ausgerechnet am Weihnachtstag 1870 in sein Tagebuch die Worte: „Eigentlich ist es doch eine Ironie auf die Heilsbotschaft, daß jeder Teil Gott für seine als die gerechte Sache anruft und bei jedem Erfolge beweisen möchte, daß der Gegner vom Himmel verlassen sei." Zumal der zum maschinellen Massentöten entartete Weltkrieg schaffte schwere Seelenqualen. Wer, wie ich, nicht nur einmal Kriegsweihnacht erlebte unter dem Krachen der Granaten, wer am Heiligen Abend sogar blutigen Nahkampf mit scharfgeschliffenem Seitengewehr, mit zerfetzender Handgranate zu bestehen hatte . . . der weiß etwas von den Weihnachtszweifeln im modernen Krieg. Vielen zerbrach in der Kriegsweihnacht der Glaube an eine Bedeutung des Christentums in der Wirklichkeit. „Friede auf Erden" — war das nicht ein schönes Märchen nur? Und doch, wunderbar: das „Friede auf Erden" ließ sich nicht ganz übertönen vom Höllenkonzert der Geschütze! Auch die hartgewordenen Männerherzen drängte der weihnachtliche Friedensglaube zu irgendeinem Beweis des guten Willens . . . hier und dort an der Front stellten die Posten brennende Christbäume zwischen die Linien, ja, hier und dort feierten Deutsche und Engländer — aus den Gräben steigend — miteinander Weihnacht. Solcher eigenmächtiger Waffenstillstand in der Weihnacht 1914[3]) war, militärisch gesehen, eine Unmöglichkeit — strafbare Tat. Die aber, welche dabei waren, bezeugen, daß ihnen nie vorher die Weihnachtskunde von der Versöhnung so überwältigend aufgegangen sei. Ein Dichter unserer Zeit, Maximilian Maria Ströter[4]), läßt um die Weihnachtszeit einen Soldaten im Kriege sprechen:

Das, was wir meinen,
Muß bald erscheinen!
Dann wird keine Gattin mehr weinen
Und keine Mutter mehr klagen.
Niemand wird eine Schlacht mehr schlagen.
Dann wird sich das Lamm zum Löwen wagen
Und alle sollen dann rufen und sagen:
„Endlich erschienen
Ist das gepriesene Jahr
Unseres Herrn!"

*

Das weihnachtliche Friedenswort ist in unseren Tagen Losung, ja, zusammen mit dem ganzen Weihnachtsevangelium Symbol der christlichen Friedensbewegung. An und für sich ist die noch junge Friedensbewegung arm an volkstümlichen Symbolen. Das vorzüglich auf Krieg und Gewalttat gerichtete Denken der Menschheit erwies sich bisher schöpferischer in der Erzeugung militärischer Symbole. Daß die Friedensbewegung, auch die sogenannte weltliche, in ihrem Hunger nach Symbol mit Vorliebe an die Weihnachtsbotschaft anknüpft, möchte von allen christlichen Kirchen mit Freuden gesehen werden. Ohne große Mühe könnten die christlichen Kirchen einen bedeutsamen Beitrag zur internationalen Verständigung und Versöhnung liefern, wenn sie zu Weihnachten — selbstverständlich ohne Verleugnung des tiefsten Gehaltes des Weihnachtsevangeliums — noch deutlicher, freudiger und kühner die Botschaft „Friede auf Erden" zur Geltung kommen ließen. Ihren ganzen Reichtum an Friedensworten in Bibel, Gesangbuch, Liturgie und Gebet sollten die Kirchen um die Weihnacht vor allem Volk ausbreiten. Welche Schätze gilt es da noch zu heben! Noch mehr, als es geschieht, müßte die Weihnachtspredigt der feiernden Gemeinde die Frage nach dem Frieden aufs Gewissen legen, sei es nun internationaler, sozialer oder konfessioneller Friede. Und die Kollekten der Advents- und Weihnachtszeit müßten, wenigstens zum Teil, dem christlichen Friedenswerk zugute kommen, wie es hier und da bereits geschieht. Kurz: weithin sichtbar müßte es zu Weihnachten werden, daß die Kirche Christi die berufene Friedestifterin ist — nach P. Stratmanns Wort — die „geborene Pazifistin". Daß auch der letzte Rest von Kriegs- und Machtvergötzung aus dem Heiligtum gebannt und wirklich dem Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi die Ehre gegeben werde: das sei der Segen jeder kirchlichen Weihnachtsfeier!

Domine, da pacem temporis, pacem pectoris, pacem aeternitatis. Herr, gib uns den zeitlichen Frieden, den Frieden des Herzens, den ewigen Frieden!

Meißen Harry Truckenbrodt

[2]) Seltsam — gerade von den beiden kraftvollen Dichtern Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller haben wir die schönsten Friedensdichtungen.

[3]) Der von Benedikt XV. für Weihnacht 1914 angeregte Waffenstillstand scheiterte am Widerstande Rußlands.

[4]) In Röttgers „Die moderne Jesusdichtung" (L. Klotz Verlag).

Weihnachten in den Vereinigten Staaten

1

Wäre es nach den Pilgrim-Vätern gegangen, die auf der Mayflower im Herbst 1620 an Neu-Englands Küste landeten, so feierte heute Niemand in den Vereinigten Staaten das Weihnachtsfest; waren sie doch aus Protest gegen das papistisch gescholtene England der episkopalistischen Staatskirche außer Landes gegangen, heimlich, die Späher ihnen auf den Fersen. Ihr Widerspruch richtete sich gegen Hierarchie und Staatskirchentum gleichermaßen wie gegen das Halten von Tagen und Festen. Schon die Points of Difference between Congregationalism and the Church of England (1603), ein Werk der London-Amsterdamer Flüchtlingsgemeinde, verlangen, that the Church be not governed by Popish Canons, Courts, Classes, Customs, or any human inventions, but by the laws and rules which Christ has appointed in his Testament, und die Schrift findet deshalb, that the Church be not urged to the observation of days and times, Jewish or Popish, save only to sanctify the Lords day.

Und im Ehrenbuch der Pilgrim-Väter von Plymouth, der Chronik Bradfords, findet sich unter dem Datum 25. Dezember folgende Eintragung: Monday 25th day, we went on shore, some to fell timber, some to saw, some to rive, and some to carry; so no man rested all that day. Das heißt also, daß nach monatelangem Rekognoszieren des Küstengeländes gerade der erste Weihnachtsfeiertag dazu ausersehen wurde, der erste eigentliche Arbeitstag der kleinen Kolonie von Plymouth zu werden. Und das nicht zufällig! Man spürt dem letzten Satz der Tagebucheintragung deutlich die stolze Freude an, nun endlich der Abgötterei Englands entronnen zu sein und dm Gesetz Christi leben zu dürfen: „Niemand ruhte an diesem Tag!" Noch fünfzig Jahre später begingen die Kinder und Kindeskinder dieser ersten Pilgerväter den Tag by an excess of disregard, even enforcing an ostentatious simplicity at the family table, so sagt der Historiker der Pilgerväter J. A. Goodwin in seinem „The Pilgrims Republic" S. 103—104. Von den Missions- und Kolonisationsversuchen der Spanier und Franzosen, den Niederlassungen einiger Fischer und Abenteurer sowie dem englischen Staatsunternehmen im Süden abgesehen, ist der Weihnachtsfeiertag des Jahres 1620 der Geburtstag der ersten Blockhütte des Landes.

Man vernimmt dies nicht ohne innere Bewegung, ist es doch eine Tatsache von größter symbolischer Bedeutung. In der Tat, ein weiter Weg führt von jener armseligen Blockhütte — Schutz vor Indianern und dem harten Winter Neu-Englands — zu den Riesenpalästen amerikanischer Millionäre und den Wolkenkratzern ihres Arbeitswillens! Und ein ebenso weiter Weg führt von der konsequenten Sabbathheiligung und gleichzeitigen Ablehnung aller nicht in der Bibel gebotenen und darum als abgöttisch gescholtenen Feste zu der bunten und reichen Mannigfaltigkeit, mit der man heute in Amerika Weihnachten feiert.

Schon Weihnachten 1621 zeigt eine Erweichung. Der Gouverneur Bradford sagt in seinem Tagebuch (S. 70): On the day called Christmasday, the Governor called them out to work (as was used), but the most of this new company (die auf dem Schiff Fortuna 1621 hinübergekommen war) excused themselves and said it went against their consciences to work on that day. So the Governor told them that if they made it matter of conscience, he would spare them till they were better informed. So he led away the rest and left them; but when they came home at noon from their work, he found them in the street at play, openly .... So he went to them ... and told them that was against his conscience, that they should play and others work ... Since which time nothing has been attempted that way, at least openly. *)

Interessant an dieser Bemerkung ist — abgesehen von dem stark ausgeprägten Sozialgefühl des Gouverneurs einerseits, der schon damals zu Tage tretenden Sport- und Spielfreudigkeit der später Angekommenen anderseits —, daß schon im ersten Jahr des Bestehens von Plymouth die rigorose anti-Weihnachtssitte der Pilgerväter nicht von allen gebilligt und deshalb durchbrochen wird.

Diese Entwicklung nun läßt sich in der Folgezeit nicht aufhalten. Neun Jahre später gründeten die von den Pilgervätern zu unterscheidenden und mit offizieller Genehmigung des Staates auswandernden Puritaner Boston-Cambridge (1630) und überflügelten bald an Ausdehnung, Macht und Geschäftstüchtigkeit Plymouth, das stets klein blieb. Diese Puritaner des Jahres 1630 (Winthrop, Cotton, Hooker u. A.) jedoch werden der episkopalistischen Weihnachtsfeier nicht ganz so ablehnend gegenüber gestanden haben.

Weiterhin war die offizielle Anerkennung der Episkopalisten in Neu-England, noch vor Ende des 17. Jahrhunderts, geignet, dem Weihnachtsfest Eingang zu verschaffen (King's Chapel zu Boston).

Und schließlich: Neu-England mit seinen vier Mittelpunkten Plymouth, Boston, Hartford und New-Haven war ja nur eins der Zentren, von denen eine Kolonisation der Neuen Welt versucht wurde. Zur Zeit der Gründung von Boston existierte bereits in Neu-Amsterdam (dem jetzigen New York) eine holländische Siedlung reformierter Observanz, die aber je länger je mehr den Lutheranern Heimrecht geben mußte. Es liegt auf der Hand, daß diese kontinental-calvinistische Gruppe, durch lutherische Elemente verstärkt, eine andere und zwar positivere Einstellung zum Weihnachtsfest besaß.

Ebenso wie das dritte Zentrum protestantisch-europäischer Siedlungsversuche noch mehr im Süden: Virginia, das eine ganz offizielle staatliche Niederlassung der englischen Krone war, und zwar noch vor 1621. Hier waren die Episkopalisten nicht nur geduldet, sondern Herren, und hatten old dear England, seiner Frömmigkeit und Sitte, eine neue Stätte bereitet.

Und last but not least Pennsylvanien selbst, das ein viertes und in Bälde höchst bedeutungsvolles Zentrum wurde. Wenn auch erst kurz vor Ende des 17. Jahrhunderts durch William Penn gegründet, nahm es doch in der Folgezeit einen raschen Aufschwung und wurde das Eldorado der Verstoßenen und Heimatlosen, der Tunker, Quäker, Schwenkfeldianer, Salzburger, Anabaptisten verschiedenster Namen und Prägung. Bald auch siedelten sich Lutheraner aus Deutschland selbst an, deren Konsolidierung mit dem Namen Mühlenberg unlöslich verknüpft ist.

So haben wir neben Neu-England drei weitere protestantische Mittelpunkte, Keimzellen des späteren Amerika, die dem nüchtern-puritanischen Geist ein heilsames Gegengewicht boten. Mit ihnen bricht sich, wenigstens unter den Lutheranern, Episkopalisten, Presbyterianern und kleineren Kirchbildungen, eine freiere und nicht ausschließlich bibliziistisch gebundene Stellung zum Gottes-

*) Auf Deutsch: An dem Tag, den man Weihnachten nennt, rief sie der Gouverneur, wie gewöhnlich, zur Arbeit, aber die Meisten dieser neuen Gruppe (die auf der „Fortuna" 1621 hinübergekommen war) weigerten sich und sagten, daß ein Arbeiten an diesem Tag gegen ihr Gewissen wäre. Daraufhin erwiderte ihnen der Gouverneur, er wolle sie, da sie es zu einer Gewissensfrage machten, entschuldigen, bis sie besser unterrichtet wären. Dann führte er die übrigen fort und ließ jene zurück; aber als sie Mittags von ihrer Arbeit heimkamen, fand er jene auf der Straße beim Spielen, in aller Öffentlichkeit. Darum ging er hin und sagte ihnen, es wäre gegen sein eigenes Gewissen, daß *sie* spielen und *Andere* arbeiten sollten. ... Seitdem hat man in dieser Hinsicht, wenigstens öffentlich, nichts weiter versucht.

dienst und Kirchenjahr Bahn, die aus gewissen Kreisen Neu-Englands selbst schon gleich nach der Gründung der ersten Siedlungen (wie wir gesehen haben) und erst recht nach offizieller Anerkennung der Episkopalisten zu Boston (King's Chapel) lebhaft unterstützt wurde.

2

Damit haben wir wenigstens von einem Gesichtspunkt, dem theologischen und kirchengeschichtlichen aus, ein Verständnis gewonnen für die bunte Mannigfaltigkeit, in der man drüben das Weihnachtsfest begeht. Nimmt man dann noch das teilweise stark mit dem Mutterland verbundene Rassen- und Völkergemisch hinzu, in stetem Fluß das Gesicht Amerikas verändernd, die Armenier, Griechen, Polen, Nordländer, Iren, Italiener — von den über zehn Millionen „Schwarzen" zu schweigen —, so wird klar sein, daß man von einem amerikanischen Weihnachten weniger wird sprechen dürfen als z. B. von einem deutschen. Jenem konstitutiv ist eigentlich nur die Mannigfaltigkeit, das Ineinanderübergehen, das Oszillierende, neue Verbindungen Eingehende. Weihnachten sieht im von Nordländern besiedelten Minnesota und Illinois anders aus als im angelsächsischen Neu-England, das gerade jetzt in seinen Metropolen viele katholische, italienische, polnische und heterogene Elemente aufnimmt. Anders wiederum wird man dem Christkind begegnen im „eigentlichen" Amerika, das — wie Lokalpatrioten behaupten — erst westlich von St. Louis beginnt, anders auch im Süden, so in Texas z. B.

Hier brennen die Kerzen am Baum (wenn sie auch elektrisch sind), dort sucht man vergebens nach der Tanne, wiewohl der Christbaum mehr und mehr unveräußerlicher Bestandteil des Festes wird. Hier hat man die schöne Sitte, an die Fenster und Türen der Eigenhäuser kleine Tannenkränze zu hängen, die Abends ganz allerliebst leuchten, dort wiederum liebt man es, auf die Vorgärten Bäume zu stellen, die in vollem Lichterglanz strahlen. Wie geheimnisvoll wirkt eine stille Straße, an der hin und wieder die Tannenbäume leuchten! Hier wird dem Kind ein Katalog in die Hand gegeben: „Suche dir aus für 20 oder 30 Dollar", dort läßt das Christkind Wochen zuvor ab und zu ein silbernes Haar zurück. Hier klopft der St. Nikolaus mit seinem großen Sack und schweren Stock an die Tür und schüttet Gaben aus, dort toben Kinder, verkleidet und angemalt, durch die Stadt.

Vielleicht darf ich hier einige Erlebnisse einflechten, in denen ich der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit des Weihnachten-Feierns drüben bewußt ward. Es war Heiligabend in Philadelphia. Mutter und Vater machten ihre letzten Besorgungen in Eile, die Straßen waren voll von Leuten, die bepackt nach Hause strebten. Ich wanderte durch die Stadt, freute mich der Kränze an den Fenstern, der Bäume auf den Vorgärten und geriet wie durch Zufall in das große Warenhaus von John Wanamaker, dem bekannten Philanthropen. Ein riesiger Lichthof, sieben Stockwerke hoch, nahm mich auf. An seiner einen Front war eine mächtige Orgel eingebaut, die mit einem Male zu spielen begann. Verkäufer teilten kostenlos kleine Weihnachtsliederbücher aus, und ehe ich mich recht versah, war ich mitten drin im Weihnachtsgottesdienst. Die Käufer hatten Alle Zeit; sie setzten sich auf die Verkaufstische, ließen die Beine hängen, die Verkäufer legten das Metermaß fort und setzten sich zu ihnen. In den Gängen stand die Menge Kopf an Kopf, Stockwerk für Stockwerk. Die Möbellager samt ihren Stühlen, Tischen, Sesseln und Teppichen mußten herhalten, und es ist wohl nicht für fünf Cent verkauft worden in dieser einstündigen Andacht im Riesenwarenhaus mit Tausenden von Käufern, an denen man doch sicherlich viel hätte verdienen können. Ich saß neben einem Juden auf einem zur Ansicht ausliegenden Perserteppich; er hatte sein kleines Büchlein vor sich wie ich das meine; darauf war gedruckt: „Peace on earth". Und Lied über Lied wurde gespielt von der Orgel, und Lied über Lied gesungen von der Menge, vieltausendköpfig den Lichthof und die Galerien füllend. Zwischendurch sang ein Chor, spielte eine Geige. Man stelle sich vor: Heilig Abend von 6 bis 7 Uhr, Leute aus allen Himmelsrichtungen der Welt hier im Kaufhaus zusammen für eine kurze Stunde! Man kannte sich nicht, und war sich doch bekannt. Worüber soll man sich mehr wundern? Daß nicht nur ein Tempel zum Kaufhaus gemacht werden kann, sondern auch ein moderner Warenpalast zur Andachtsstätte, in der auch nicht ein einziger Cent in die Kasse klimperte? Oder darüber, daß man überhaupt eine Orgel vorfand? Acht Tage später wurde auf dem Turm desselben Warenhauses eine Rieſenglocke feierlich eingeweiht! Oder darüber, daß man, so bar alles geheimnisvollen Raunens, doch Weihnachten feierte? In aller Öffentlichkeit: so wie auf den großen Bahnhöfen und Plätzen Riesenbäume aufgerichtet sind, für Alle, so wie die Kränze an den Fenstern brennen, für Alle, so wie die Besitzer der Häuser vor ihr Eigentum Christbäume stellen, den Vorübereilenden mahnend, für Alle!

Es scheint fast, als ob man sich drüben eines gewissen Versäumnisses bewußt sei und nun nach Kräften nachzuholen bestrebt ist! Als ob man Weihnachten an Jeden heranbringen und es nicht nur eine private Familienfeier sein lassen, sondern auch zum Nächsten vordringen möchte! So laden die Kirchen zu den verschiedensten Feiern ein. Zwei machte ich mit, die eine am Heilig Abend selbst, die andere am Nachmittag des ersten Feiertags. Es waren Weihnachtsspiele, durchaus harmloser Art, um ihrer Primitivität halber in Deutschland unmöglich. Und doch zogen sie in dieser Umgebung Jeden in Bann. Lebende Bilder wurden gestellt von der Jugend, die sich zu kirchlichen Vereinen unter den verschiedensten Namen zusammenschließt. Am Nachmittag des ersten Feiertags ging's schlichter, ungekünstelter zu. Kaum, daß künstliches Licht verwendet wurde. Am Heilig Abend dagegen wurde Puderquaste und Schminkstift samt buntem Scheinwerferlicht ab und zu gebraucht. Aber dafür gab's hinterher eine besondere Überraschung: Jeder erhielt seine kleine Kerze, und draußen, in dunkler Nacht, versammelte sich dann die Gemeinde, Jeder sein kleines Kerzlein haltend und vor dem Wind schützend. In der Tat ein seltsames Bild, noch mehr sicherlich für die Passanten, die sich gar sehr verwundert haben werden der vielen Menschen, die vor der Kirche, in einem Meer von kleinen flackernden Flämmlein, die alten, vertrauten Lieder sangen.

Und beide Feiern in kongregationalistischen Kirchen, den direkten Nachfahren jener eisernen Pilgrimväter und Puritaner, die an demselben Tag, über 300 Jahre zurück, mit Axt und Säge hinauszogen in die Wildnis, um sich ihr erstes Blockhaus zu zimmern! Es ist wirklich ein weiter Weg, und wenn wir in Deutschland hier und da nicht folgen können, so sollen wir doch nicht vergessen, daß wir aus einer festen und gesicherten Tradition leben, die sich der Amerikaner erst schaffen muß. Ein offenes Auge aber sollten wir haben für den starken Willen zur Öffentlichkeit, der nicht unbedingt Verirrung und Verlust bedeutet.

Daß aber auch ein Gegengewicht geboten wird diesem Willen zur Öffentlichkeit, dafür diene ein anderes Beispiel, das — bezeichnenderweise — der episkopalischen Kirche entnommen ist. Wenn man nur zwei Winter in Amerika ist, muß man schon die Zeit ausnutzen — take the opportunity, sagt man drüben. So tat ich's denn, und ging, wenn auch müde und abgespannt, zum Mitternachtsgottesdienst, den viele, besonders episkopalistische Kirchen, halten. Als ich in die weite Kirche trat, umfing mich der milde Schein von 3000 Kerzen, die allüberall aufgestellt waren. Vorn — wie in jeder Kirche — steht der hohe Christbaum. Die Epistel wird verlesen, eine kurze Ansprache gehalten, das Evangelium folgt, und es war ge-

rade so abgepaßt, daß die Gemeinde im Stillgebet kniete, als die Uhr Mitternacht schlug. Danach folgte das Abendmahl, und um ½1 Uhr war der ernste und herrliche Gottesdienst zu Ende; man trat hinaus in die sternklare und schneeverfangene Nacht und strebte still nach Haus, freundlich begrüßt von den leuchtenden Kränzen an den Fenstern und den Bäumen auf Garten und Platz. — Hier war man, im Unterschied von jenen obenerwähnten Feiern profaner Umgebung, ganz abgeschlossen, drinnen im Gotteshaus, in das der Lärm der Autos und das Klingeln der Elektrischen nur dumpf hineintönte. Hier verspürte man den reichen Schatz der Vergangenheit in Liturgie und Liedern.

Am ersten Weihnachtstag finden dann Gottesdienste verschiedenster Art statt, vom Hochamt der Episkopalisten mit Kommunion über den feierlichen Gottesdienst der Lutheraner und Methodisten hin bis zum nüchterneren der Baptisten und Kongregationalisten. Aber Alle — selbst die Nachkommen der Pilgrimväter, die einst so stolz darauf waren, am Weihnachtstag zu arbeiten — feiern ihn jetzt, haben ihren Christbaum in der Kirche oder im meeting house, womit man bisweilen noch heute das Gotteshaus der Kongregationalisten zu unterscheiden liebt. Sie alle feiern heute in Gottesdiensten, liturgischen Andachten, dramatischen Aufführungen, Weihnachtskonzerten, deren eines ich am Nachmittag des 25. Dezembers miterlebte.

Staunend ging mir der Reichtum der in Amerika gesungenen Weihnachtstexte und -lieder auf. Wir in Deutschland sind stolz auf unsere Schätze, und mit Recht, haben wir sie doch großenteils selbst erworben. Aber wir dürfen nicht annehmen, daß man drüben nur Jazz und Black Bottom kennt. Keineswegs! Mir scheint sogar, als ob das Gut der in Amerika gesungenen Christmas-carols reicher ist als bei uns in Deutschland. Die Einwanderer brachten ihre alten Heimatlieder mit und haben sie großenteils bewahrt. O du fröhliche, Stille Nacht und andere Melodien mehr hört man oft. Vor allem Stille Nacht, das der Amerikaner innig ins Herz geschlossen hat. Aber neben deutschem Überlieferungsgut — welche Fülle anderer, altkirchlicher wie neuerer Lieder, aus England, Sizilien, Irland, Lieder, die es wahrlich wert sind, daß man sie auch bei uns einbürgerte. Da ist jenes stille und überaus schöne Krippenlied: Away in a manger; dann jene andern, von denen ich nur drei oder vier nennen möchte: While shepherds watched their flocks by night, It came upon the midnight clear, O little town of Bethlehem und das auch schon zur Weihnachtszeit gern gesungene Epiphanienlied: We three Kings of Orient are" mit seiner überaus urtümlichen alten Melodie. Wirklich, man versteht auch drüben, altkirchliches Gut zu brauchen und Christmas-carols zu singen. Das Wort klingt amerikanischen Ohren genau so süß und heimlich wie unser deutsches „Weihnachtslied"; ja die Tatsache, daß man den Gebrauch des Wortes carol beschränkt, während man sonstige Choräle als hymns bezeichnet, gibt den Christmas-carols etwas ganz Besonderes und Außergewöhnliches.

3

Es ist jetzt erst deutlich geworden, daß amerikanisches Weihnachten ein durchaus komplexes Gebilde ist. Denn, obwohl man sich hüten sollte vor dem bedingungslosen Nachreden der Phrase von Amerikanismus und seinen Gefahren sei doch nicht verschwiegen, daß dieses würdige Feiern nicht auf Alle zutrifft. So sei es denn gleich zugegeben (mancher Leser mag schon längst diesen Vorwurf bereit halten), daß die Jugend hier und da um den Weihnachtsbaum ihren Jazz tanzt. So geschah es in einem großen Bürohaus, in dem der Chef seine Angestellten zu einer kleinen Weihnachtsfeier geladen hatte. Kaum war die Weihnachtsmusik zu Ende und der Chef verschwunden, als sich Jemand ans Klavier setzte und einige Paare das Tanzbein schwangen. Aber, ob das in Deutschland so ganz ungewöhnlich wäre? Ungewöhnlich bei uns erscheint mir nur, daß ein Chef seine Hunderte von Angestellten zur Weihnachtsfeier lädt, Christbaum und Kapelle bestellt.

Ebenso muß zugegeben werden, daß Weihnachten in Amerika nicht in dem Maße wie bei uns ein Familienfest ist, wobei man freilich gleich fragen muß, wieweit es das bei uns wirklich ist. Daß es drüben nicht so sehr wie bei uns Familienfest ist, liegt wohl ebenso an der relativen Neuheit des Festes drüben wie auch an dem Umstand, daß sich die Familienbande dort überhaupt stark gelockert haben. Gründe hierfür anzugeben gehört nicht in diese Schilderung. Jedoch sollten wir in Deutschland nicht vergessen, daß auch uns die Problematik eines starken und in sich abgeschlossenen Familienlebens inmitten von Kino, Radio, Tanz und Auto — in nicht allzu langer Zeit überkommen wird.

Und wenn schließlich Manche die Nase rümpfen über Weihnachtsfest im Bürohaus wie Warenpalast, über Profanisierung in Öffentlichkeit und Säkularisierung, so sei ihnen Zweierlei gesagt: Erstens, daß der Amerikaner die Öffentlichkeit liebt, ist seine Eigentümlichkeit: Der Deutsche stellt den Tannenbaum gern tief hinein ins Zimmer, nicht nur wegen der Feuergefährlichkeit der Gardinen; der Amerikaner dagegen gibt dem Fensterplatz die Ehre. Aber der Deutsche zäunt seinen Garten auch ein und pflanzt eine undurchdringliche Hecke um sein Grundstück wie um sich selbst; der Amerikaner, wenigstens in Neu-England, kennt keinen Zaun (wenn er sich auf seine township stolz ist). Wer aber aus Amerika heimkehrt, ärgert sich mehr als einmal über das deutsche Zaununwesen. Wer sich deshalb über amerikanische Profanisierung und Öffentlichkeit entrüstet, soll doch nicht — unsere deutschen Zäune vergessen.

Zweitens aber: Wie sollen denn die vielen Hunderttausend von Einwanderern anders erreicht werden als so? Die von Weihnachten vielleicht gar nichts wissen, die sich nicht in die Kirche wagen — darf man nicht versuchen wie es jener John Wanamaker tut, sie auf der Straße, im Warenhaus und sonstwo an Weihnachten zu erinnern? Man kann sich ja in Deutschland kaum eine rechte Vorstellung machen von der Aufgabe, der Not und dem Elend der Einwanderer zu begegnen. — Daß man darum in seinem Urteil differenzieren und nicht gleich volle Früchte von eben erst gepflanzten Bäumen erwarten soll, scheint mir eine billige Forderung.

Wirklich, ein weiter Weg führt von jenem ersten Weihnachtstag des Jahres 1620, an dem die Väter zu Beil und Säge griffen, zu dem bunten Vielerlei von Heute. Europäische Tradition — hie Widerwille gegen feierliches Feiern überhaupt, dort der ganze Reichtum einer vollen Weihnachtsfreude — überkreuzt sich mit modernen Fragestellungen — Amerikanismus und Einwanderertum —. Aber mag man auch in Zukunft feiern, wie man will und wie das Schicksal es auferlegt, Weihnachten hat auch im amerikanischen Herzen Wurzel gefaßt und läßt sich nicht mehr herausreißen.

Marburg Hans Schimmelpfeng

Zur Zerstörung russisch-orthodoxer Kathedralen in den baltischen Ländern

Auch eine Weihnachtsbetrachtung

In Osteuropa stiehlt man Kirchengebäude. Und zwar tun das nicht vereinzelte Verbrecher, die nachher vom Staat bestraft werden, sondern das tut der Staat selbst. Auch nicht nur ein Staat tut's, sondern verschiedene; einer nach dem andern — sie werden dabei voneinander angesteckt.

Den Anfang hat Polen gemacht mit dem Raub der Kathedrale der Russisch-Orthodoxen Kirche. Das geschah so bald nach dem Kriege, daß man es in Westeuropa nicht sehr beachtete; es gehörte sozusagen noch in den Krieg hinein. Polen konnte doch keine „russische" Kathedrale in seiner Landeshauptstadt dulden. Die anderen Länder wurden angesteckt. Litauen lernte von dem sonst nicht immer als vorbildlich empfundenen Nachbarland. Die schöne russisch-katholische Kathedrale von Kowno wurde der Römisch-katholischen Kirche übergeben. Außerdem entfernte man eine kleine kostbare Kapelle, die an die Lebenserrettung des Zaren Alexander III. anläßlich des Eisenbahnattentats von Borki erinnerte. Immerhin konnte man sagen, daß diese Kapelle auf dem Bahnhofsplatz ein Verkehrshindernis gewesen sei. Aber schon waren Lettland und Estland angesteckt und taten ganz dasselbe mit ihren Borkikapellen, ohne daß man Verkehrsgründe anführen konnte.

Aber warum nur die Russen strafen? Waren die Deutschen nicht auch Jahrhunderte lang Herren gewesen, gestrenge, gelehrte, allzugebildete, allzureiche Herren! Und die hatten doch auch Kirchen! Wir wollen heute nicht von den polnischen Versuchen sprechen, deutsch-evangelischen Kirchenbesitz fortzunehmen, Versuchen, die bis zum gewissen Grade an der — Nähe Europas scheiterten. Aber Riga hat auch seine Beispiele. Lettland brachte es fertig, einer der ältesten deutsch-evangelischen Gemeinden ihre Kirche zu nehmen und gleichfalls der Römisch-Katholischen Kirche zu geben. Wenn nicht christliches Gemeinbewußtsein auf deutscher und lettischer Seite stark gewesen wäre, hätte der Rigaer Dom auch zu einem „Fall" erster Ordnung werden können. Im benachbarten Estland, wo das evangelische Gemeingefühl nicht stark genug war, passierte das Schlimme: der Staat maßte sich ein Recht auf den Dom an und gefährdete durch seinen Eingriff ins kirchliche Leben den Frieden zwischen dem deutschen und dem estischen Zweig der evangelischen Kirche aufs schwerste. Aber in Sachen des Revaler Domes kommt es, wie wir bestimmt hoffen, noch zu einer Verständigung der Nationalitäten — trotz Staat und Völkerhaß.

Dagegen kann es schlimmer werden und wird es vorläufig schlimmer in Sachen der russischen Kathedralen. Und zwar besteht die größte Gefahr gerade jetzt in allen drei Ländern: in Litauen, Lettland und Estland. Eine geradezu unverständliche Bewegung hat in allen drei Ländern eingesetzt. So unverständlich, unverständig und wild, daß man sich in graue Vergangenheiten versetzt wähnt. Man höre und staune: In allen drei Ländern spricht man ernsthaft davon, daß man die russischen Kathedralen der Hauptstädte niederreißen will!

Man stelle sich die Situation vor! Wir fangen mit Kowno an: In der eben aufstrebenden, durch Schönheit nicht gerade ausgezeichneten Stadt ein großes, modern gebautes und zum mindesten vergleichsweise schönes Gebäude: diese früher russische Kathedrale am Ende der Hauptstraße, dieselbe schön abschließend. Durchaus kein Verkehrshindernis, vielmehr umgeben von einem breiten Platz. Acht Wagen könnten nebeneinander um die Kirche herumfahren. Und vielleicht müßte man sogar, nach Abbruch der Kathedrale, um den modernen Verkehr zu ordnen, einen Bau in der Mitte errichten oder „Inseln" anlegen wie auf den Hauptverkehrsplätzen Berlins. Aber das behauptet auch kein Kownoer, daß man um des Verkehrs willen die Kirche wegreißen müßte. Sondern der Grund wird ganz einfach so angegeben: „Fort mit dem Denkmal russischer Zwingherrschaft!" Man will den russischen Leichnam noch nach dem Tode schänden. Obwohl die Kirche in römisch-katholischen Händen, also gar keine „russische" Kirche mehr ist, obwohl sie die Garnisonkirche für das litauische Militär der Landeshauptstadt ist, will man noch immer das „Russische" treffen. Man begnügt sich nicht mit dem, was schon geschehen ist. Weder der Raub genügt, noch das Elend der russischen Gemeinden des Landes, ebensowenig wie das Elend der Russischen Gesamtkirche. Die russische Gemeinde in Kowno hat sich in ihre kleine Friedhofskapelle zurückziehen müssen. Im Holzhäuschen des Pförtners wohnt der Erzbischof, dem man ebenso wie seine Kirche auch sein Haus genommen hat. Der ehrwürdige Greis trägt es, ohne laut zu protestieren. Er hält es für eine Aufgabe dieser Zeit, daß die Christen leiden. Lächelnd sagt er: Der Quark muß gepreßt werden, damit er zu gutem Käse wird. Aber seine Haltung der Leidensbereitschaft, des stillen Leidens wird von den — „christlichen" Mitbürgern nicht verstanden. Ihre Rachegelüste sind noch nicht befriedigt. Die Kathedrale muß herunter!

In Riga ist die Volksbewegung nicht so stark. Aber vom Droschkenkutscher wie vom Verkäufer kann man dasselbe hören: Das Denkmal der Zwingherrschaft soll herunter! In Riga gehört die Kathedrale, die an einem weniger betonten Platz liegt, zwischen Anlagen, weit vom Zentrum der Stadt entfernt, noch der Russischen Kirche. Aber das Palais hat man dem Erzbischof auch bereits weggenommen. Der Erzbischof ist darauf, wieder in stillem Protest, in den — Keller der Kathedrale gezogen. Er bewohnt dort einen ärmlich ausgestatteten Raum. Er wartet. Er wartet auf das Wachwerden des Volksgewissens. Aber vorläufig antwortet noch die entgegengesetzte Bewegung: Die Kathedrale muß herunter!

Und in Estland dasselbe Lied! Die Revaler Russenkirche ist die unschönste. Sie stört das Stadtbild am meisten. Sie ist in der Tat stärker noch als die beiden andern als ein Mittel der Russifizierung von einer Staatskirche, nein einem Kirchenstaat hingesetzt worden. Das Bewußtsein der Kränkung des Volksempfindens ist noch lebendig. Aber gerade in Reval wird das nicht als der entscheidende Grund angegeben. Sondern die Gründe, hinter denen man sich verschanzt, sind ganz andere: man müsse staatliche Gebäude vergrößern. Man müsse bis zum Besuch des schwedischen Königs im nächsten Jahre Raum schaffen für eine Vergrößerung des Schlosses. Usw. Im Parlament wird demnächst die Frage verhandelt werden. Und es wird sich zeigen, ob der Ruf durchdringt: Die Zwingburg muß herunter!

Wenn ein Ruf mit solcher Macht in früher gedrückten, jetzt befreiten Ländern hervorbricht, soll man zweifellos daran nicht achtlos vorübergehen. Wir können einen Begriff davon bekommen, wie furchtbar der Zarismus auf diesen fremdstämmigen Randvölkern gelastet hat. Wir werden als Christen vor allem erkennen müssen, welcher Fluch auf einem Staatskirchentum liegt, das mit Machtmitteln nationale Ziele durch kirchliche Maßnahmen durchzusetzen sucht. Aber wenn wir noch so stark diesen Fluch eines heidnischen Kirchengebahrens erkennen, werden wir doch jetzt gegenüber einer tief gebeugten, schwer gestraften, überall ins Unglück versetzten Kirche nur andere Gedanken und Gesichtspunkte in den Vordergrund stellen müssen, vor allem den, daß jede Vergeltung höherer Macht vorbehalten bleiben muß. Als Christen und als christliche Gemeinschaften werden wir in einer Zeit, in der das Christentum in Osteuropa auf Leben und Tod kämpft, nur die Bundesgenossenschaft aller christlichen Konfessionen sehen dürfen. Das Leiden unserer orthodoxen Brüder werden wir als eine große Zukunftskraft in unsere Rechnung einstellen dürfen. Alles wird von uns getan werden müssen, damit diese furchtbar schwere Leidenszeit die rechte Wirkung auf die Betroffenen hat. Vor allem aber: Ohne nach solchen Gesichtspunkten und Gründen zu fragen, die mehr oder weniger nur für die innerlich Unsicheren gelten, wird das unmittelbare christliche Gemeinschaftsbewußtsein uns dazu treiben, daß wir denen, die heut stärker als je zuvor die Bruderschaft in Christus empfinden, die Bruderhand hinstrecken, zum Helfen und zum Heilen. Nicht ihnen Kirchen nehmen, sondern Kir-

chen bauen wäre die Aufgabe, die den anderen christlichen Kirchen erwächst. Ja, in der Tat, ich möchte zusammen mit Freunden aus allen christlichen Kirchen, einschließlich der Römischen Kirche, dazu aufrufen, daß wir den Russen in ihrer gegenwärtigen Not wirkliche Freundes- und Bruderdienste tun.

Das was wir außerdem in dieser Stunde tun können, ist, daß wir die zuständigen Stellen zu einem Eintreten für das Recht der Russischen Kirche in jenen gefährdeten Situationen aufrufen. Es wird vor allem die Aufgabe des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen sein, in jenen Ländern deutlich die Stimme zu erheben zu Gunsten der Gefährdeten, Verfolgten. Sowohl in Litauen wie in Lettland und Estland sind die führenden Persönlichkeiten der evangelischen Kirchen, die zugleich die Führer in den Weltbundgruppen dieser Länder sind, zu solchen Schritten bereit. Hoffen wir, daß hier einmal das christliche Gemeingefühl über den Konfessionshader siegt. Man stellt sich zuweilen die Christenheit noch immer als diese geteilte und getrennte Schar vor, die sie in vergangenen Jahrhunderten war. Heut fängt sie wieder an zu fühlen, daß sie nur geeint den Nöten der Zeit gewachsen ist. Ein geteiltes Christentum ist zu schwach für die Welt. Aber geeint ist das Christentum unüberwindlich. Die Gemeinde Christi ist, wenn sie um Ihn geschart, in Ihm vereinigt ist, stärker als jede weltliche Macht. Deshalb: sucht die Einigkeit!

Berlin Friedrich Siegmund-Schultze

Vom Gustav Adolf-Verein

1

Die Gustav Adolf-Hymnen von Freiburg sind längst verrauscht. Zu meinem Schmerz habe ich im täglichen Drang der Berufsarbeit nicht Muße gefunden, um sie festzuhalten. Und sie jetzt, zwei Monate nach der Tagung, nochmals aufleben zu lassen, widerstrebt mir. So seien denn alle Einzelheiten des Festes nur angedeutet: die freundliche Aufnahme in der schönen Stadt Freiburg, der tiefreligiöse Ton, mit dem der Rektor der Universität, ein Mediziner, die Wärme, mit der der Oberbürgermeister, ein Zentrumsmann, den Verein begrüßte, die theologischen Ehrenpromotionen, von denen die des Mediziners Aschoff besonderen Beifall fand, denen aber die Beziehung zum Gustav Adolf-Verein fehlte. Gleichfalls nur angedeutet seien der Massenbesuch aller Versammlungen, die geistvollen, packenden Festpredigten, die der besten Gustav Adolf-Festpredigt der Nachkriegszeit, der von Gießen, an tiefem Gehalt gleichkamen, die freundliche Mitwirkung aller Schichten des evangelischen Badens, die gefälligen Trachten, in denen Frauen und Mädchen ihre Gaben überreichten, die minder ansprechende Tracht und Haltung, in der sich ein, um die Sache selbst hochverdienter, Gustav Adolf-Sammler auch diesmal gefiel. Gefragt sei, warum in Freiburg, entgegen der Gepflogenheit von Gießen und Düsseldorf und in auffallendem Gegensatz zum Königsberger Kongreß für Innere Mission, die Reichsregierung nicht vertreten war, auch schriftlich nicht. Bedauert sei, daß der undankbarste Vortrag, in einer Stunde des Zerfalls und fortlaufenden Beifalls, gerade dem Vorsitzenden des festgebenden badischen Hauptvereins übertragen war. Und mit Genugtuung sei festgestellt, daß die Hauptvereine zur Gründung des Franz Rendtorff-Hauses, eines theologischen Stifts für Studenten aus der Diaspora, einen namhaften Betrag bewilligten, dem Vorsitzenden zur Ehre und dem Werk zur Förderung. Außer diesem Haus, das bald erstehen möge, hat das Fest, gleich allen anderen Festen, seinen Wert daran besessen, daß es gefeiert worden ist; seine einzelnen Züge und sein Gesamtverlauf haben es nicht nötig, nachträglich nochmals aufgerollt zu werden.

2

Aber Wichtiges soll festgehalten sein. Vor allem, was das Festbuch über die Geschichte der badischen Landeskirche und der evangelischen Gemeinde Freiburg verzeichnet. Der badische Staat ist in der napoleonischen Zeit aus ein paar Dutzend mediatisierten und säkularisierten Gebieten, aus Alemannen, Schwaben und Franken aufgebaut worden. Die Masse der Bevölkerung war katholisch, die Minderheit war evangelisch, in die katholische Masse hineingesprengt und nur vereinzelt in größeren Einheiten zusammengefaßt. Im Laufe des vorigen Jahrhunderts ist es der badischen Staats- und Kirchenpolitik gelungen, die getrennten, vielfach einander widerstrebenden evangelischen Gemeinden zu einer Landeskirche zu verschmelzen und einheitlich zu organisieren. Heute stellt die badische Landeskirche einen beachtlichen, in seiner Eigenart ausgeprägten und seines Wertes sich bewußten Teil des deutschen Gesamtprotestantismus dar. Sie ist noch immer eine Kirche der Diaspora. Aber das zahlenmäßige Verhältnis der Konfessionen hat sich dank einer hohen Geburtenzahl, hauptsächlich aber durch Zuwanderung zu Gunsten des Protestantismus verschoben. Im Jahre 1825 waren 31 v. H., im Jahre 1925 38,7 v. H. der Gesamtbevölkerung evangelisch; in den größeren Städten ist die Zahl der Evangelischen in diesen 100 Jahren um mehr als das Sechsfache gestiegen. Auch auf dem Land sind die Evangelischen, bis auf 105 kleine Gemeinden, überall eingedrungen; und die Errichtung von Kirchen und Pfarrstellen in der Diaspora hat mit dem Wachstum der evangelischen Bevölkerung annähernd Schritt gehalten. Die Kirchlichkeit der evangelischen Bevölkerung steht in Stadt und Land weit über der der meisten evangelischen Striche Mittel- und Norddeutschlands. Die kirchlichen Tauf-, Trau- und Beerdigungszahlen blieben nur ganz wenig hinter den Zahlen der bürgerlichen Lebensbewegung zurück. Die Zahl der Abendmahlsgäste hat 1925 41,5 v. H. der evangelischen Gesamtbevölkerung betragen. Die Kirchenaustrittsbewegung hat Baden auch in den Industriestädten nur leicht berührt; von 1911 bis 1924 sind von den rund 900 000 Evangelischen nicht ganz 13 000 ausgetreten. Auch die Freikirchen und Sekten, die Freireligiösen, Freidenker und Monisten haben der Landeskirche zahlenmäßig nur geringen Abbruch getan. In den letzten zehn Jahren sind 5300 Katholiken evangelisch und nur 2200 Evangelische katholisch geworden. Alles in Allem ein Bild das dem badischen Land, unter evangelisch-kirchlichem Gesichtspunkt betrachtet, in der Tat einigen Anspruch auf den Scherznamen des „Muschterländles" verleiht.

Bei der evangelischen Gemeinde Freiburg ist vor allem die Anfangszeit von kirchengeschichtlichem Wert. Nicht leicht wird ein zweites deutsches Gotteshaus an die Gründungsgeschichte der Freiburger Ludwigskirche hinankommen. Im Jahre 1829 schenkte der Großherzog den Freiburger Protestanten die Kirche des säkularisierten Klosters Thennenbach. Thennenbach liegt aber fünf Stunden von Freiburg entfernt; also wurde die Kirche abgebrochen, im Laufe der nächsten zehn Jahre Stein um Stein nach Freiburg gefahren und dort in der alten Form wieder aufgebaut. An der Grundsteinlegung nahm der katholische Erzbischof mit dem ganzen Domkapitel teil. Derselbe Erzbischof hat 1827 in seinem ersten Hirtenbrief seiner Diözese eingeschärft: „Auch soll euch nie die Anhänglichkeit an eure Kirche verleiten, andern kirchlichen Gesellschaften unehrerbietig zu begegnen. Auch sie bekennen unsern Erlöser und Herrn Jesum Christum. Nie soll es euch anwandeln, Andere in ihrem Bekenntnis zu beunruhigen oder in ihrer Überzeugung stören zu wollen." Das Festbuch fügt lakonisch bei: „Das war einmal." Heute zählt die evangelische Gemeinde Freiburg 27 000 Seelen neben 60 000 Katholiken, rund 30 v. H. der Gesamtbevölkerung. Sie hat sechs Pfarreien mit, zunächst,

fünf Kirchen, einen Wohlfahrtspfarrer, einen Klinikseelsorger und ein stattliches Netz von Werken der freien Liebestätigkeit.

3

Der Gustav Adolf-Verein hat im Jahre 1927 trotz des wirtschaftlichen Rückgangs die Einnahme des Vorjahres beibehalten, sogar leise vermehren können. Mit 1 852 000 Mark stellt sie einen namhaften Betrag dar. Im Einzelnen steht Stuttgart (157 000 Mark) an der Spitze; auch Münster, Leipzig, Düsseldorf und Berlin haben je über 100 000 Mark eingenommen. Unter 10 000 Mark Einnahme bewegen sich Aurich, Braunschweig, Anhalt, Detmold, Osnabrück, Reuß ä. L., Lübeck, Arolsen, Neustrelitz und (615 Mark) Bückeburg, also fast durchweg die Vereine kleiner und kleinster Landeskirchen. Aber Braunschweig, Anhalt und Lübeck müßten ihre Einnahmen unschwer verdoppeln können. Einzelne Hauptvereine schwanken von Jahr zu Jahr in ihrer Einnahme. Ein planmäßiges Wachstum ist für Ansbach, Bremen, Frankfurt, Hamburg, Hermannstadt, Königsberg, Oldenburg, Posen, Reuß ä. L. und Tschechoslowakei, ein einmaliger, durch das Grazer Fest verursachter, Sprung für Wien, ein gleichmäßiger Rückgang für Speyer, ein einmaliger, schmerzlicher Rückgang für Schweden festzustellen. Von dem sächsischen Stammland des Gustav Adolf-Vereins mit den Hauptvereinen Leipzig, Dresden und Halle, von Schlesien und von Ostpreußen abgesehen, bringen die Landeskirchen des Südens und Westens, also die Hauptvereine Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Pfalz, Rheinland und Westfalen die meisten Gustav Adolf-Gelder auf: insgesamt 715 000 Mark, das ist fast die Hälfte der Einnahme aller reichsdeutschen Hauptvereine, obwohl hinter jenen Vereinen nur ein Viertel der evangelischen Gesamtbevölkerung des Reiches steht. Das liegt zweifellos an der starken konfessionellen Mischung des Südens und Westens, die die Notwendigkeit des Gustav Adolf-Vereins zwingend vor Augen führt; es dürfte aber auch den sonstigen Beobachtungen entsprechen: das kirchliche Leben ist am reichsten im Süden und Westen des Reichs entfaltet, im Osten erst wieder in Schlesien und Ostpreußen. Wenn rein evangelische Gegenden wie Pommern mit 1,8 Millionen Evangelischen nur 44 000, Schleswig-Holstein mit 1,3 Millionen nur 27 000, Hannover mit 2,4 Millionen nur 45 000 Mark Gustav Adolf-Gelder sammeln, so bleiben diese Einnahmen verhältnismäßig um ein Vielfaches hinter denen des Südens und Westens zurück. Die Gesamtopfer für den Gustav Adolf-Verein sind beschämend niedrig: 1 584 000 Mark Einnahme der reichsdeutschen Hauptvereine ergibt, auf 40 Millionen Evangelischer zurückgeführt, knapp 4 Pfennig auf den Kopf! Und dabei ist der Gustav Adolf-Verein das volkstümlichste aller evangelischen Liebeswerke!

Wer oder was ist an dem geringen Ertrag schuld? Denn 1,85 Millionen Mark Einnahme sehen nur hoch aus; in Wirklichkeit entsprechen sie lediglich dem, was z. B. die zwanzig evangelischen Kirchengemeinden der Frankfurter Landeskirche jährlich für ihren Unterhalt brauchen. Mit 1,85 Millionen Mark kann nicht viel geleistet werden an weltumspannender Arbeit!

Es darf nicht verschwiegen werden: die Zahl der Pfarrer, die sich nachdrücklich für den Gustav Adolf-Verein einsetzen, ist zu klein. Wäre es sonst möglich, daß z. B. die Aufrufe der Bremer Kindergabe bei, ich glaube, neun Zehnteln aller Pfarrer überhaupt keinen Widerhall finden? Daß der katholische Schutzengelverein bei der katholischen Schuljugend im Jahre 1927 für katholische Schulen in der Diaspora 531 000 Mark und sein evangelisches Gegenstück, die genannte Bremer Kindergabe, nur 32 000 Mark, also nur den siebzehnten Teil aufgebracht hat, obwohl die Zahl der evangelischen Schüler fast doppelt so hoch ist als die der katholischen? Wäre es sonst möglich, daß sich die Priester der rein katholischen Gegenden Deutschlands zu Gunsten ihrer Amtsbrüder in der norddeutschen Diaspora 1927 mit 650 000 Mark besteuert und die evangelischen Pfarrer Deutschlands für ihre notleidenden Amtsbrüder in Rußland und Österreich dem Gustav Adolf-Verein im selben Jahre nur 71 000 Mark überwiesen haben? Nun geht die Opferkraft des familienlosen römischen Priesters weit über die des verheirateten evangelischen Pfarrers hinaus. Trotzdem müßten sich unsere Pfarrer gerade für ihre notleidenden Amtsbrüder in ganz anderem Umfang einsetzen. Da und dort geschieht es nennenswert; in einer Landeskirche zahlt jeder Pfarrer monatlich 1, in einer anderen monatlich 3 Mark für notleidende Amtsbrüder in der ausländischen Diaspora. Jenes Beispiel allgemein nachgeahmt, ergäbe bei 15 000 evangelischen Pfarrern jährlich 180 000, dieses gar 540 000 Mark. Man achte doch auf die schreienden Notstände in vielen österreichischen, auf das himmelschreiende Elend in vielen russischen Pfarrhäusern; damit verglichen, herrscht selbst im bescheidensten deutschen Pfarrhaus Behagen und Wohlstand. Dann muß es aber auch ausgiebige Bruderhilfe leisten! Doch darf man nicht in erster Linie den Pfarrern namhafte Gustav Adolf-Opfer zumuten; der Gustav Adolf-Verein muß Gemeindesache werden. Er wird es aber nur durch unermüdliche, rücksichtslose Werbearbeit der Pfarrer! Laien hin, Laien her: in dem Sinn sind und bleiben wir Pastorenkirche, daß die mangelnde Aktivität des Pfarrers auch die Rückständigkeit des kirchlichen Lebens nach sich zieht, daß die leidenschaftliche Dienstwilligkeit des Pfarrers auch seine Gemeinde mit sich reißt! Wohin sollte sie aber der Pfarrer reißen, wenn nicht zur Hilfe für „des Glaubens Genossen"?

Von einem Bericht über das Objekt des Gustav Adolf-Vereins, die einheimische und auswärtige Diaspora, sei diesmal abgesehen. Besondere Ereignisse und Entwicklungen sind nicht zu verzeichnen; aber der Schrei nach der deutschen und evangelischen Bruderhilfe geht ungeschwächt weiter.

4

Seinen Abschluß fand das Freiburger Fest im Münster von Basel. Der Basler Vorverein der Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine in der Schweiz hatte den reichsdeutschen Bruderverein eingeladen, um, gebend und empfangend, der Einigkeit im Geist Ausdruck zu verleihen.

Der Protestantisch-kirchliche Hilfsverein der Schweiz ist 1842 in Basel gegründet worden. Er hat zunächst die deutschstämmigen Protestanten der welschen Schweiz unterstützt und weiterhin seine Hilfe der ganzen Schweizer Diaspora, darüber hinaus der ausländischen Diaspora, namentlich in Frankreich, Österreich, Böhmen und Polen, auch in Deutschland, besonders im deutsch-schweizerischen Grenzgebiet, zugewendet. Seine Einnahme ist von 2500 Franken im Jahre 1842 auf 290 000 im Jahre 1904 und fast 500 000 Franken im Jahre 1926 gestiegen. Das bedeutet, die protestantische Bevölkerung der Schweiz mit 2,2 Millionen angesetzt, 22½ Rappen gleich 18 Pfennig auf den Kopf also das Vier- bis Fünffache des deutschen Gustav Adolf-Opfers! Man verkleinere den Wert dieses Opfers nicht durch den Hinweis auf die deutsche Inflation. Daß die Schweiz keinen verlorenen Krieg hinter sich hat, wird freilich dem reichsdeutschen Besucher auf Schritt und Tritt offenbar; aber Deutschland ist der Schweiz trotz des verlorenen Krieges wirtschaftlich überlegen, und die deutschen Protestanten haben auch vor dem Krieg, 1913, für den Gustav Adolf-Verein nicht mehr gegeben als heute. Der Vergleich fällt also auf der ganzen Linie zu Gunsten der Schweiz aus. Auch im Einzelnen ergeben sich bedeutende Zahlen, z. B. 1926 eine Reformationskollekte der protestantischen Gesamtschweiz im Betrag von 97 000 Franken, also fast 80 000 Mark! Ich kenne die gesamtdeutschen Kollektenerträgnisse nicht; aber in meiner Landeskirche beträgt bei 230 000 Seelen und bei gutem Kirchenbesuch die Gustav Adolf-Kollekte am Reforma-

tionsfest etwa 1500 Mark: das ist verhältnismäßig knapp ein Fünftel der gleichartigen Schweizer Kollekte!

Lehrreich ist auch, daß die große Reformationskollekte jedesmal in vollem Umfang einer einzigen Gemeinde zugeführt wird. Mit 80 000 Mark ist einer Gemeinde tatkräftig geholfen. Wie kümmerlich nimmt sich daneben die sogenannte „große Liebesgabe" des Gustav Adolf-Vereins aus; sie hat in Freiburg der siegenden Gemeinde ganze 28 000 Mark eingebracht! Auch in organisatorischer Hinsicht läßt sich von den Schweizern lernen. Bei unseren Gustav Adolf-Vereinen werden die Gaben viel zu stark zersplittert und zu umständlich verteilt. Es gibt Diasporagemeinden, die von zehn und noch mehr verschiedenen Haupt- und Zweigvereinen unterstützt werden, von jedem aber nur mit einer bescheidenen Gabe. Das bedeutet einen empfindlichen Mangel an Planwirtschaft. Es wäre dringend zu wünschen, daß unsere deutschen Vereine und Gemeinden solche Disziplin von der Schweiz lernen.

Von den Schweizer Gaben sind im Jahre 1926 rund neun Zehntel der Schweizer und ein Zehntel der ausländischen Diaspora zugeflossen. Diese Verteilungsart rechtfertigt sich aus den besonderen Nöten der Schweiz und aus dem Fehlen einer nennenswerten Schweizer Auslandsdiaspora. In der jüngsten Zeit hat die Abwanderung von Tausenden deutschsprechender protestantischer Landwirte in das benachbarte Frankreich den Schweizer Hilfsvereinen große Aufgaben gestellt; die Aufgaben müssen im kirchlichen und völkischen Interesse unbedingt gelöst werden.

5

Der Verlauf des Freiburger Festes und das Studium des Jahresberichts geben, über die bereits geäußerten Wünsche hinaus, Anlaß zu folgenden Erwägungen:

a) Die Vorstände der Gustav Adolf-Vereine, die Pfarrer und das evangelische Kirchenvolk müssen alle Kraft aufbieten, um dem Verein neue, stärkere Mittel zuzuführen. Es steht weithin der Bestand unserer Diaspora, es steht aber auch der Ruf unserer evangelischen Bruderliebe auf dem Spiel. Gegenüber der Geschichte des Gustav Adolf-Vereins und dem Nimbus, der seinen Namen umwebt, ist seine derzeitige Leistung beschämend dürftig. Selbst wenn sie mehr als verfünffacht, auf eine Jahreseinnahme von zehn Millionen gebracht wäre, träfen auf den Kopf der evangelischen Bevölkerung erst 25 Pfennig.

b) Die große Liebesgabe muß ganz bedeutend erhöht werden. Auf diese große Liebesgabe wird Jahr für Jahr von bedrängten Gemeinden sehnsüchtig gehofft, und die Abstimmung über sie ist immer eine große Aktion. Was sind denn aber 28 000 Mark? Mit dieser Gabe wird keine Diasporagemeinde dauernd sicher und frei gestellt! Ein paar Wochen nach Freiburg hat der bayrische Hauptverein sein heimatliches Jahresfest gefeiert; er hat für innerbayrische Zwecke eine Liebesgabe von 13 000 Mark ausgeworfen, also fast halb so viel wie der gesamtdeutsche Verein! Die Hauptvereine müssen ihre Beiträge zur großen Liebesgabe vervielfachen; erst mit 100 000 Mark wird sie ein würdiges Denkmal sein!

c) Die Hauptvereine müssen die Sorge für die Auslandsdiaspora der für die einheimische Diaspora weit voranstellen. Hier muß endlich selbst mit lieb gewordener Überlieferung gebrochen werden! Der einheimischen Diaspora mit Vereinsmitteln aufzuhelfen, war in den ersten Jahrzehnten der Gustav Adolf-Verein berechtigt; damals verfügten die Gemeinden noch nicht über Kirchensteuern und standen dem größeren Ganzen, den Landeskirchen, überhaupt keine Mittel zur Verfügung. Aber selbst damals gab den Anstoß zur Gründung des Gustav Adolf-Vereins die Not einer Gemeinde jenseits unserer Grenzen. Heute haben die Gemeinden das Steuerrecht und erheben die Landeskirchen Zuschläge zu den Kirchensteuern der Gemeinden, recht beträchtliche Zuschläge. Dann ist es aber Pflicht der Landeskirchen, ihrer Diaspora mit Hilfe ihrer eigenen Mittel, ihrer Steuermittel, aufzuhelfen; diese Ehrenpflicht darf nicht länger auf freie Vereine abgewälzt werden. Wenigstens nicht, solange anderwärts, in den ungeordneten Verhältnissen der ausländischen Diaspora, die Not zum Himmel schreit. Die Gustav Adolf-Pfennige sind nicht dazu da, um z. B. in einer seit Jahrzehnten organisierten Gemeinde zur Trockenlegung des Pfarrhauses verwendet zu werden, nur weil die Gemeinde zufällig in katholischer Umgebung liegt; solchen Zwecken hat die Steuerkraft der Gemeinde selbst und der landeskirchliche Hilfsfonds zu dienen. Die Förderung der einheimischen Diaspora durch den Gustav Adolf-Verein ist nur noch unter erzieherischem Gesichtspunkt berechtigt: um das Interesse der Gemeinden am Verein zu heben, da z. B. in der nassauischen Landeskirche der Kirchbau von Hattersheim lebhafter interessiert als der von Athen, und um den langsamer arbeitenden Hilfsapparat der organisierten Kirche in Schwung zu bringen. Grundsätzlich sollten aber die Hauptvereine höchstens ein Viertel ihrer Einnahmen der innerdeutschen und drei Viertel der außerdeutschen Diaspora zuführen.

d) Die Mittel des Zentralvorstandes müssen verstärkt werden. Die Zentralstelle hat den besseren Überblick über das Ganze; die Zentralstelle kann auch im einzelnen Fall viel besser das Recht der Gesuche prüfen. Die Zweig- und Hauptvereine müßten sich dazu verstehen, Versammlungen zu halten, Gelder zu sammeln, Anteilnahme zu wecken, die Verwendung der Gelder jedoch in erster Linie dem Zentralvorstand anzuvertrauen. Am wirksamsten wäre, wenn jeder Zweigverein freiwillig seine gesamte Einnahme dem zugehörigen Hauptverein und jeder Hauptverein seine gesamte Einnahme dem Zentralvorstand überließe. Doch dieser Vorschlag stieße auf unüberwindlichen Widerstand; darum sei er gar nicht ernstlich gemacht. Aber der Weg müßte gangbar sein: die Zweig- und Hauptvereine verwenden ihre Gelder nur noch im Einvernehmen mit dem Zentralvorstand. Das hätte freilich einen Umbau des Zentralvorstandes zur Folge, so daß in ihm jeder Hauptverein vertreten wäre. Das Büro des Zentralvorstandes hätte jedes Jahr den Unterstützungsplan für das gesamte Arbeitsgebiet des Vereins auszuarbeiten, und die Vertreter der Hauptvereine beschlössen in gemeinsamer Sitzung über den Verteilungsplan. Für unvorhergesehene Notfälle wäre dem Zentralvorstand ein bestimmter, aber knapp bemessener Teil der Einnahme zur freien Verfügung zu überlassen. Diese Zentralisierung ermöglichte den übersichtlichen und gerechten Ausbau der Diaspora und ersparte zugleich viel Zeit, Kraft und Spesen.

Möge man im Zentralvorstand und in den Haupt- und Zweigvereinen diesen Vorschlägen freundlich nachsinnen!

Frankfurt a. M. Johannes Kübel

Eisenach — Augustusburg — Basel

1

Es ist nun wirklich zu spät geworden für den versprochenen Bericht. Hätte man frisch aus dem Erlebten heraus geschrieben, so hätte es wohl etwas werden können. So aber!

Über Eisenach haben wir 2½ Jahrzehnte lang überhaupt nicht berichtet. Wir kamen seit 1892 zusammen, still und intim. Keine öffentliche Einladung vorher (seit wann erschien die?). Keine Mitteilung an Zeitungen nachher. Erschien doch dergleichen, wurde es als Indiskretion empfunden. Eine Zeit lang gab es in unsern Sitzungen Kampf um ihre Öffentlichkeit. Die Jüngeren wollten sie, die Älteren nicht. Eigentliche Jugend (studierende) war durchaus unerwünscht. Heute hätten wir sie gern.

Es liegt gegenwärtig nahe, unsre Eisenacher Tagungen als Vorläufer des nun zum zweiten Male abgehaltenen Deutschen Theologentags zu werten. Gewiß war da ein Unterschied: wir kamen in einer weitgehenden Gesin-

nungsgemeinschaft zusammen. Und es lag uns gar nicht an Massenbesuch. Die Meisten von uns waren Ritschlianer. Aber schon die Eisenacher Erklärung (1892) trägt die Unterschrift von Personen, welche diesen Schulnamen durchaus ablehnten. Und gerade in den ersten Zeiten kamen Theologen (und Laien), die schulmäßig anders standen und nur an der Art, wie wir uns aussprachen, ihre Freude hatten. Gemeinhin waren viele Universitätstheologen da, ferner Pfarrer — und zugehörige Ehefrauen, auch schon einige leidenschaftlich treue Frauen sonst, die von sich selber kamen. 80, 90, 100 Personen.

Daß wir uns gut verstanden, lag wesentlich daran, daß wir gemeinsame Probleme hatten. Dies ist ja der Witz einer wirklichen theologischen „Schule", daß man zusammen auf bestimmte Fragen Antwort sucht. Und dabei war der Mannigfaltigkeit genug. Aber man verstand sich. Auch wenn man sich stritt. In den Tagen, wo die religionsgeschichtliche Schule aufkam, gab es redlichen Streit. Heute ist die Grundgemeinsamkeit auch unter uns weithin verloren gegangen. Infolgedessen droht auch uns die Krankheit, die ja (wie es scheint) den Theologentagen angeboren zu sein scheint: man versteht sich nicht. Dann erhebt sich der Ruf: „Mehr Praxis! Mehr Kirche!" Aber darin liegt es ja gar nicht. Die Praxis und die Kirche waren immer bei uns, was wir auch trieben. Jede theologische Frage, die wahrhaft lebendig ist, kommt aus der kirchlichen Praxis und führt zu ihr. Man braucht gar nicht von Kirche zu reden. Und wenn das so ist, so versteht man sich, und jeder Redner, wenn er auch schwer ist, spricht verständlich.

Heute zerfällt das. Die Einen reden doktrinär, zünftig, die Andern populär. Der Theologentag weiß offenbar nicht, was er will. Soll er ein Fachkollegium bieten aus sämtlichen Theologie-Gelehrten (auf Katheder und Kanzel)? Oder das Universum der brennenden Dinge behandeln, wie es für 450 Zuhörer und Zuhörerinnen das Richtige und Mögliche ist? Die Männer des Theologentags mögen sich darüber klar werden, sonst hat die neue Schöpfung keine Zukunft.

Aber wir von den „Freunden der Christlichen Welt" und vom „Bund für Gegenwartchristentum" sollen uns nur immer auf unsre gute Tradition besinnen. Gegenwartsfragen, so gründlich und offen wie möglich behandelt, vor einer verständniswilligen Korona wesentlich Gleichgestimmter (die doch allem Neuen zugänglich sind). Das war das Charisma unsrer Verhandlungen und kann es weiterhin bleiben. Niemand, der den Zusammenkünften dieses Jahres beigewohnt hat, wird der Meinung sein, daß wir uns überlebt hätten.

2

Mulerts, Pipers, Siegfrieds Vorträge sind den Lesern der CW vorgelegt. Mulert und Piper haben in Augustusburg die gleiche Rede wiederholt. Das war mir ursprünglich ganz befremdend, schien mir ein Armutszeugnis für unsern Kreis und Augustusburg eine unnötige Konkurrenz für Eisenach. Aber Eisenach und Augustusburg sind so verschieden, daß dieselbe Darbietung an beiden Orten nicht dieselbe ist, und es muß für die Wenigen, die beides mitgemacht haben, interessant gewesen sein, den Vergleich anzustellen. Wir haben gut nebeneinander bestanden.

Die Präsenzliste von Eisenach wies 170 Namen auf. Es waren fast lauter alte Leute. Nicht den Lebensjahren nach, aber der Zugehörigkeit nach. Eisenach hatte gezogen, und so gab es ein reichliches erfreuliches Wiedersehen, und genau die alte Stimmung für die Vorträge. — Gottesdienste hatten wir früher nicht. Das ist neue Zeit, und doch ein Fortschritt, nicht wahr? Für Pfarrer Busch in Dresden mußte es eine Genugtuung bedeuten, nach den Angriffen um seines „Lukasevangeliums" willen, daß wir ihn zu unserm Prediger gewählt hatten. Er redete zu uns über Apostelgeschichte 17, 16—38, in der Georgskirche am Markt. An den beiden Abenden hatten wir ergiebige Berichte von Pfarrer Seefeldt in Dornfeld, über seine Volkshochschule und Anderes aus der jetzigen galizischen Heimat; und Pfarrer Schröder in Berga, Thüringen, erzählte uns von seiner Japanmission. Wir haben wohl alle das Gefühl gehabt, daß wir das Ostasienwerk des AEPMW ganz anders unterstützen müssen. Wenn es nicht stärker dasteht, hat nicht Japan und China die Schuld, sondern wir. Denn die Türen stehen offen, aber wir gehen nicht hinein.

In Augustusburg war ich nicht. Es ist ja in erster Linie immer ein Treffen derer um Mensing. Er und seine Spielschar haben diesmal ein Mysterium beigesteuert nach Gide's „Verlorenem Sohn". (Inselbücherei. Unsre Leser sollten das alle kennen.) Es gab eine Morgenfeier mit Predigt von Pfarrer Aé, und eine Abendmahlsfeier. Die Predigt und ein besinnliches Nachwort findet man in Nr. 20 der Halbmonatschrift „Die freie Volkskirche" (Geschäftsstelle Jena, Steinweg 3).

3

Das ist also ein sehr intimer Konvent. Und vielleicht darf man dies auch von Basel sagen, obwohl sich dort alles ganz anders abspielt. Elsässer, Schweizer, Deutsche treffen sich da unter der Firma FCW, und zum guten Teil sind sie das auch. Aber es ist Nebensache. Es handelt sich um ein Dreiländertreffen. Der geistige, geistliche Zusammenhalt der drei Theologenschaften soll wach erhalten werden, und wer daran Freude hat, ist auch sonst willkommen. Ohne die Teilnahme auch etlicher wohlgesinnter Laien (Frauen voran) wären solche Zusammenkünfte unvollkommen.

Laut Aufzeichnung 92 Anwesende. Ein fester Kern von den beiden letzten Malen her, aber doch mehr neue Teilnehmer. Das war insofern zu bedauern, als es sich um eine Fortsetzung der vorjährigen Tagung handelte. Bei der damaligen Aussprache waren die Barthianer zu kurz weggekommen (vgl. 1927, 23, 1029; die Vorträge 1927, 21, 1010 ff. und 1928, 6, 255 ff., dazu 1927, 23, 1100). Wo heute vom „Worte Gottes" die Rede ist, haben Barth und seine Freunde ein erstes Recht, gehört zu werden. So ist auch schon im vorigen Jahr an zwei Theologen dieser Richtung unser Wunsch ergangen, daß sie eines der Referate übernehmen möchten. Nur infolge eines Mißverständnisses ist, als sie ablehnten, der Dritte nicht gefragt worden. Jetzt war es für beide Teile eine Genugtuung, daß Thurneysen sprach. So meinten es jedenfalls die für das Programm Verantwortlichen. Beweis für die redliche Meinung: daß man dem Redner keinen Mitredner an die Seite stellte, wie bisher üblich. Aber die Schweizer sind, ich bitte um Verzeihung, zum gegenseitigen Mißtrauen geneigt. Auch aus Thurneysens Schlußwort ging dies hervor. Er meinte, die Diskussionsredner hätten ihm so gut wie alle widersprochen. Und er habe das nicht anders erwartet. Aber es waren Viele da, die um seinetwillen mit redlichem Verlangen gekommen waren. Daß in einer wissenschaftlichen Diskussion die Gegenrede vornehmlich zu Worte kommt, ist alte Übung, das wird auch nicht so bald anders werden. Es hat aber an Zustimmung durchaus nicht gefehlt; der Redner hat sie wohl nur nicht vernommen, wenn sie nicht absolut war. Was die Absicht der Leitung anlangt, wie ich sie oben schon festgestellt habe, so kam sie wiederholt unzweideutig zu Tage. Am offenherzigsten durch folgenden Brief, den ich unverkürzt vorlas (was ich doch nicht nötig hatte, wie ich jetzt nicht nötig habe ihn zu drucken, aber es gilt, das Unkraut des Mißtrauens mit der Wurzel auszurotten):

Hamburg, 1. 10. 28

Sehr geehrter Herr Professor D. Rade!

Ein nur ganz so nebenbei gesagtes Wort, das ich in einer der letzten Nummern der CW, die ich nur gelegentlich lese, fand, gibt mir Ursache, Ihnen diese Zeilen zu schreiben. Sie sprechen in einer Bemerkung davon, daß die Theologie Barths und seiner

Freunde sehr oft Gegenstand der Besprechung in der CW gewesen sei, und reden davon, daß Sie und Ihre Freunde sich Ihre Frömmigkeit nicht nehmen lassen wollen. Sie wissen, welche Bemerkung ich meine. Dieses Ihr Wort ist mir wert geworden ob des Untertones, den ich aus ihm heraushöre, nämlich des Tones: eigentlich sind alle die Gegner, die zu Worte kamen, Barth nicht gerecht geworden. Und das ist auch meine Meinung. Es sind nun wohl bald zehn Jahre her, als ich über einer der ersten Arbeiten Barths aufzuhorchen begann, und ich kann nur sagen, daß von der Stunde an das Gefühl des Dankes, daß Gott der evangelischen Kirche diesen Mann geschenkt hat, sich ständig mit jedem Wort, das der Mann weiter geschrieben hat, gesteigert hat, und ich verstehe es einfach nicht, wie Theologen, die ja über die Methode des Arbeitens anderer Meinung sein können, es nicht spüren, daß eine elementare Kraft sich Bahn bricht in diesem Menschen. Was führt man nicht alles gegen ihn ins Feld? Bahnbrecher einer neuen Orthodoxie, Verächter der Wissenschaft und was weiß ich sonst noch alles! Aber müßte nicht Alle, die so reden, das Eine schon stutzig machen, daß dieser Mann, der so unmodern sein soll: Overbeck als einen seiner Lehrer so hoch stellt, Nietzsche gar nicht so selten zitiert, Schleiermacher einen „auf alle Fälle großen, kühnen und frommen Theologen" nennt (in „Zwischen den Zeiten" 1927, S. 464) und seinem Lehrer Herrmann ein so ergreifendes Denkmal gesetzt hat 1925 in seinem Vortrag in Halberstadt (abgedruckt ebenda 1925, S. 246)? Daß er kantig und eckig ist und scharf dreinfährt oft, wer wollte in unserer verweiblichenden Zeit dessen sich nicht freuen! Anläßlich einer Besprechung eines Paracelsusbuches von Kolbenheyer hat Professor Petsch, hier, von einer Art des Apostoltums geredet, „für die uns Karl Barth die Augen geöffnet hat". Darin steht der schöne Satz: „Sein grimmer Humor nimmt die Dinge nicht schwerer als sie in Wahrheit wiegen, er schlägt auch einmal kräftig drein und lodert auf in elementarem Grimm, um im nächsten Augenblick wieder den Blick auf das Wesentliche zu richten." So redet ein Nichtzünftler!

Was ist das Wesentliche bei Barth? Ich meine: in allen den Beiträgen, die die CW zu dem Thema Barth und sein Kreis — soweit ich sie kenne — brachte, spürt man so wenig von der Erkenntnis, daß Barth moderner ist als alle sich so modern Gebärdenden: moderner insofern, als er erkannt hat: der Zeiger der Weltenuhr ist eine Sekunde weitergerückt. Der auf sich selbst gestellte Mensch, wie ihn Humanismus und Renaissance geboren haben, steht verloren und verlassen da in all seiner vermeintlichen Freiheit und Selbstherrlichkeit und schreit nach seinem Herrn, der ihm wieder seine Grenzen weise, die er so freventlich überschritten hat. Den Schrei dieses Menschen hat Barth gehört und weiß Rat und Hilfe für ihn, indem er ihm „die Schrift öffnet", Menschen — wie Luther und Paulus, „Knechte Jesu Christi" — zum Reden bringt, so, daß der gequälte moderne Mensch nicht neue Auswege sucht, sondern einen ganz neuen Anfang machen kann. Das ist das Wesentliche, auf das Barth den Blick gerichtet hat. Und da will nun — wie ich heute los — ein Theologe eine ganze Schrift schreiben, die Jugend vor diesem Manne zu warnen! Blinde Blindenführer! „Über des Himmels Gestalt könnt ihr urteilen; könnt ihr denn nicht auch über die Zeichen dieser Zeit urteilen?" Matth. 16, 3.

Das waren die Gedanken, die mich heute bewegten, wo die Freunde der CW zusammenkommen und auf ihrer Tagung auch wieder harte Worte gegen Barth sprechen werden. Vielleicht entrüsten sich die Schriftgelehrten auch heute, wenn theologische Kinder schreien (Matth. 21, 16) *). Wir getrösten uns des Wortes des Herrn, das er darauf antwortet (V. 17). Und des anderen Wortes: Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien. (Lukas 19, 40.)

Einer, der einst bei Cl. Schultz in die Schule gegangen ist **).

Leider weiß ich bis auf diese Stunde (9. 12.) noch nicht, ob D. Thurneysen seinen Vortrag der CW zum Abdruck anvertrauen will. Darum gebeten ist er schon vor Basel. Sein Schlußwort war, gerade aus dem Munde eines so milden Mannes, hart. Eine Absage an uns alle. Aber vielleicht nicht so schwer gemeint.

Die Aussprache von Eisenach und Basel ist in guten zuverlässigen Protokollen niedergelegt in den „vertraulichen" Mitteilungen An die Freunde Nr. 91, die ungefähr gleichzeitig mit diesem Hefte der CW erscheinen. Soweit der (geringe) Überschuß reicht, kann die Nr. 91 gegen Einsendung von 50 Pfennigen vom Herausgeber d. Bl., Marburg a. L., bezogen werden. — Übers Jahr wird in Basel Pfarrer D. Jaeger von Freiburg sprechen. R

*) Wenn der Anonymus in Eisenach gewesen wäre, so wüßte er, daß das ein völlig grundloser Argwohn war.

**) Der Brief ist also anonym. Ich schätze diese Sorte von Zusendungen gar nicht. Aber ein guter Redakteur wirft sie nicht ungelesen und wahllos in den Papierkorb. Es steht zuweilen auch Beachtliches drin. Aber in einem Fall wie diesem: warum? Wie gern hätte ich dem Manne geantwortet! Ich tue es nun auf diesem Wege.

Geschichtliche Bindung

Eisenach 3. Oktober

Als erster Diskussionsredner [1]) sehe ich meine Aufgabe darin, die Gegensätzlichkeit und Gleichzeitigkeit der beiden Vorträge herauszuarbeiten. Man wird natürlich auch gegenüber den gehörten Vorträgen den Unterschied der Generationen hervorkehren. Solche Betrachtung hat ihr soziologisches Recht. Aber auch in solchem Falle bleibt die Forderung der Auseinandersetzung. Und sie bliebe auch dann, wenn der zweite Vortrag nicht so deutlich, wie es in der Tat geschah, ad oculos demonstriert hätte, daß die sogenannte junge Generation keine Einheit ist.

Die Aufgabe, die Gegner gegeneinanderzustellen, ist formal leicht: der erste Redner [2]) hat Schleiermacher als Theologen der Freiheit gefeiert; der zweite Redner [3]) hat an denselben Schleiermacher eine Theorie und Theologie der Autorität geknüpft. Somit bestände an sich die Möglichkeit, die historische Anknüpfung zu verlassen und die Dialektik von Autorität und Freiheit systematisch durchzufechten. Das wäre fruchtbarer, als wenn ein Gegner dem anderen vorwerfen wollte, daß er gerade „das Wesentliche" bei Schleiermacher übersehe. Was wesentlich erscheint, hängt ja von der Sicht des Erfassenden ab. Auf der anderen Seite besteht die Tatsache, daß beide Redner nicht nur an Schleiermacher anknüpften, sondern vielmehr an ihm ihre Position sich erarbeiteten. Und diese Beobachtung leitet zu einem grundsätzlichen Problem, zu dem Problem, das ich in das Zentrum rücken möchte, zum Problem der geschichtlichen Bindung.

Wir gehen aus von drei Beobachtungen:

1. Unser Thema lautet: „Wie stehen wir zu Schleiermacher?" Wir beziehen uns auf einen Denker der Vergangenheit. Warum? Offenbar nicht, um von dem großen Denker uns einen Weg vorzeichnen zu lassen, um die Resultate seiner Denkkraft zu übernehmen, und auch nicht nur, weil an dem Denken des Großen, wenn nicht die Resultate, doch die Probleme übernehmbar sind. Sondern wenn wir zu Schleiermacher eine Stellungnahme suchen, dann geschieht es vorzüglich deshalb, weil wir unsere eignen Probleme hier entdecken — und nicht zufälligerweise, sondern es ist unsere eigene Vergangenheit, die wir vergegenwärtigen. Wir kommen ja alle aus diesem Mantel. Die Vergangenheit ist in unserem eigenen Denken gegenwärtig, und wir, die Gegenwärtigen, suchen nach Richtlinien, indem wir jene Vergangenheit uns vor Augen halten, uns mit ihr auseinandersetzen. In der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit suchen wir Etwas, das uns über uns selbst hinausführt. Wir suchen in der Auseinandersetzung mit der Geschichte — Wahrheit, und offenbar eine Wahrheit, die ohne solche Aueinandersetzung uns nicht zu Teil würde, die der Begegnung mit der Geschichte entspringt.

Es könnte so scheinen, als ob die Geschichte dabei bloßer Anlaß wäre. Aber jene Geschichte ist uns nichts Fremdes, sondern gehört zu uns selbst. Darum ist sie auch nicht bloßer Anlaß der Wahrheitsfindung, sondern selber der Träger der verborgenen Wahrheit, die an ihr herauszuheben unsere Absicht ist. Die Geschichte selbst ist unsere Geschichte, und in der Auseinandersetzung mit ihr suchen wir unsere, d. h. die uns nötige Wahrheit.

2. Der erste Redner betonte bei seinem Vergleich „Luther und Schleiermacher" die Verschiebung der Fragestellung. Er sagte: Luther hatte zu tun mit der rechten christlichen Praxis; Schleiermachers Front war gegen die Gottlosigkeit gerichtet; darum war Schleiermacher zu-

[1]) Professor Siegfried hatte die Aufgabe, die Diskussion zu eröffnen. Er tat das mit obigem kritischen Rückblick, der uns zu wertvoll schien, um ihn nur in „An die Freunde" zu veröffentlichen.
[2]) Also Professor Mulert. Siehe Nr. 22 f. D H
[3]) Also Lic. Dr. Piper. Siehe Nr. 23. D H

gleich Philosoph, Luther war es nicht. In einer bestimmten Richtung möchte ich eine Weiterführung dieser Gedanken andeuten. Zwar lehnte es der Redner ab, das Problem des Idealismus im Ganzen aufzurollen — mit gutem Grund! Denn den Idealismus würdigt nur, wer wirklich in die Problemstellung seiner einzelnen Denker sich vertieft. Dennoch darf wohl bei einem Vergleich mit der Reformation Eines gesagt werden: Wie groß auch die Differenzen der idealistischen Denker sind, es geht eine gemeinsame Grundhaltung durch alle, auch durch Schleiermacher hindurch: mag man mit dem Ausdruck „Mystik" zurückhalten, jedenfalls ist die Grundgewißheit, die die idealistische Haltung trägt, die der Verbundenheit mit dem Absoluten, und zwar einer allem Handeln und aller Problematik des Handelns vorgängigen Verbundenheit. Die Reformation selbst hat diese Haltung ermöglicht. Sie hat die Gottverbundenheit zum A priori der religiösen und weltlichen Existenz gemacht, zwar nicht in einem rationalen A priori, aber doch zu der Voraussetzung, auf der alle menschliche Haltung beruht. Aber war diese „Voraussetzung" für das reformatorische Denken die neue Erkenntnis, in der es durchbrach, und zugleich das Paradoxon der Gnade, das alle „natürliche" Kluft von Gott und Mensch durchbrach, so wurde diese Voraussetzung für den Idealismus zur gefestigten Basis, von der alles Denken ausging, in der es zugleich ruhte. Schleiermachers „Gefühl der Abhängigkeit" will die Grundform, die Grundgestimmtheit aller Frömmigkeit bezeichnen. Auf dieser Grundbestimmtheit liegen dann Schwebungen, Spannungen, ja Zerklüftungen auf, und wenn man auch nicht so weit zu gehen braucht, wie der erste Redner es gemeinsam mit fast allen Schleiermacher-Kritikern tut, daß man Schleiermacher eine Verkürzung der Rechtfertigungslehre, eine Relativierung der Sünde vorwirft, ohne durch geistesgeschichtliche Analyse diese These sofort abzugrenzen — vielleicht war Schleiermachers Idee der Wiederherstellung der gestörten Lebenseinheit mit Gott ein durchaus adäquater Ausdruck für den Rechtfertigungsgedanken; verschiedene Zeiten müssen manchmal in ihren Formulierungen sich stracks widerstreiten, um dieselbe Sache zu sagen — so ist doch das Grundgefühl die fraglose Verbundenheit mit Gott. Man darf also nicht zwischen Idealismus und Reformation nur Unterschiede der Betonung finden, sondern es besteht ein Gegensatz der Grundhaltung: das Ende des reformatorischen Denkens ist beim Idealismus nun Anfang des Denkens geworden. Die Voraussetzung a parte Dei ist zur menschlichen Voraussetzung geworden — mit geistesgeschichtlicher Notwendigkeit, mit dem Recht der Konsequenz der Sache selbst. Aber uns ist diese Voraussetzung zerbrochen. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß methodisch, in Problemsicht und Problembearbeitung unendlich viel vom Idealismus zu lernen ist. Aber die Grundhaltung, in der er seinen Halt hatte, ist uns zerbrochen, und ebenso unwiederbringlich sind wir ihr entfremdet als der psychologischen Voraussetzung des rechtenden Gottes, von der die Reformatoren ausgingen.

Wir ziehen daraus die Konsequenz: es ist sinnlos, eine Vergangenheit restituieren zu wollen. Dennoch ist es nicht nur möglich, im Einzelnen von ihr zu lernen, sondern wir finden uns nur in der Auseinandersetzung mit einer Vergangenheit. Betonten wir unter 1. Jene Vergangenheit ist lebendig in uns selbst, so fügen wir nun 2. hinzu: Ihr Leben, ihre Kraft entfaltet sie nur, wenn wir uns mit ihr auseinandersetzen, wenn wir gegen sie unsern Weg suchen. Damit kommen wir zu 3.

In der Auseinandersetzung selbst anerkennen wir ein Bindung an die Vergangenheit. In der Auseinandersetzung selbst ergreifen wir an dem Vergangenen positive Richtlinien, Antworten auf unsere eignen Fragestellungen.

Es gibt auch eine geschichtliche Bindung der gefundenen Wahrheit. Der erste Vortrag berief sich im Laufe der Erörterung auf drei Axiome. Er behauptete axiomatisch erstens die entscheidende Bedeutung Luthers, zweitens Heiligkeit und verzeihende Güte Gottes als Fundament des christlichen Kerygma, drittens die Normativität der christlichen Urzeit. Um der letzteren willen z. B. wurde die Dogmengeschichte begrüßt als das Mittel, das den Ursprung in seiner Reinheit erkennbar macht.

Diese drei Axiome wurden im Vortrag nicht weiter begründet. Aber wie können sie begründet werden? Ausdrücklich behaupten die erste und die dritte These eine Normativität der Geschichte, und die dritte stellt eine Norm auf, die, wie weit sie auch immer gelte, jedenfalls im Rahmen der evangelischen Kirche außer Debatte steht. Geschichtliches wird aufgestellt als etwas die Wahrheit Mitkonstituierendes, als nicht-fragliches Axiom.

Dies der Tatbestand. Eben diesen Tatbestand machte der zweite Vortrag zum Problem. Er handelte von der Autorität. Statt dieses Wortes setzen wir nunmehr zunächst das deutsche Wort „Bindung" ein und sprechen vorläufig nicht von der Verbindlichkeit geschichtlicher Größen, sondern gehen von der zu beobachtenden Tatsache der Bindung aus. Wir stellen fest: geschichtliche Bindung ist da, und sie wird behandelt als etwas, für die Wahrheit selbst Konstitutives, als etwas, das in die Wahrheit selbst eingeht.

Und vielleicht eben ist geschichtliche Bindung ein Wesensmoment an einer gewissen Art von Wahrheiten. Dann würde die Bindung nicht nur als bedauerliche Einschränkung der Objektivität zu behandeln sein, als Etwas, das in immer weiterer Annäherung an das rein Objektive überwunden werden müßte. Sondern Geschichtlichkeit im Sinne einer Gebundenheit an das Geschichtliche wäre dann Wesensmoment an der Wahrheit selbst.

Dieser zunächst gewiß fremdartige Gedanke ist durch unsere Einleitung bereits beleuchtet. In der Terminologie Lessings zu reden: das zufällige Geschichtliche enthüllt sich als Moment an der Wahrheit. Als Einziger in seinem Zeitalter hat Schleiermacher diesen Sachverhalt gesehen und das Problem der Individualität in die Theorie des Denkens einbezogen. Ein Satz aus seiner Dialektik beleuchtet hell, worauf es ankommt: „Da die Differenz des Gedachten und die Identität des Denkens im Streit sind, so muß entweder, wo Relativität ist, kein Wissen sein, oder die Relativität selbst muß in ein Wissen aufgenommen sein. ... Sie muß mit konstruiert werden." (Entwurf D § 274.)

Überall wo Axiome aufgestellt werden, wie Mulert es tat, überall wo Wahrheit im Gefäß der geschichtlichen Bindung ergriffen wird, entdeckt sich dies Problem der Geschichtlichkeit als Wesensmoments der Wahrheit.

Über solche kategorischen Aufstellungen geht nun Piper freilich hinaus. Erstens durch den Begriff der Autorität, zweitens durch die Konsequenzen, die er darauf hin zieht. Wenn nun unsere kategorialen Erwägungen recthaben, so ist damit in der Tat auch die Kategorie der Autorität abgeleitet. Denn wenn geschichtliche Bindung als Wesensmoment in die Wahrheit eingeht, so ist die Beachtung dieses Moments, und das heißt die Anerkennung geschichtlicher Autorität auch gefordert. Darüber hinaus hat aber auch Piper keine verabsolutierende Verinhaltlichung gegeben, weder eine bestimmte Lehrautorität noch eine Amtsautorität aufrichten wollen, und auch ohne solche verabsolutierende Zuspitzung kann es in der Tat Autorität geben. Aber wenn der Redner in dieser Hinsicht die Individualität gegen die Verabsolutierung der Autorität ins Feld führte, so hat er in anderer Richtung allerdings eine absolute Autorität aufgerichtet. Er behauptete einen Eingebungssupranaturalismus. Darin liegt schon formal eine Unstimmigkeit: ad intra, im Bezirk

der christlichen Kirchen soll die Individualität der Einzelnen und der Gruppen den absoluten Entscheid ausschließen; ad extra wird er behauptet.

Nun hat derselbe Redner gegen Schleiermachers Erlebnistheorie polemisiert mit der Begründung, daß sie die geschichtliche Bindung ausschließe. Aber der Redner selbst benutzt ja gerade das Kernstück jener Theorie, um sich die Konfessionen — das sind aber doch geschichtliche Gebilde — begreiflich zu machen. Also gibt er selbst zu, daß das Individualitätsprinzip und die geschichtliche Bindung sich nicht ausschließen. In der Tat ist ja die Verschiedenheit der Individuen differentielle Verschiedenheit, also auch gerade relative Zusammenstimmung. Ist aber die Wahrheit nur im individuellen Gefäß, so hat auf der einen Seite Schleiermachers Theorie der Anregung ihr gutes Recht gegenüber dem vermeintlichen Anspruch des Predigers, das Wort Gottes als solches zu künden. Auf der andern Seite ist eine geschichtliche Bindung dabei nicht ausgeschlossen. Die Individuen sind ja geschichtlich aneinander gebunden und auch auf das geistige Miteinander angewiesen. Darum bedurfte es gar nicht der supranaturalen Hilfskonstruktion. Aber gerade diese bringt nun zwei weitere Fehler mit.

Erstens wird die Offenbarung zur rationalen Mitteilung. Woher weiß der Redner, daß nur im Christentum Offenbarung ist? Teilt die Offenbarung selbst mit, daß sie da und da nicht vorhanden ist? Gehört also zu ihr eine negative Feststellung über ihr Nichtvorhandensein? Das wäre eine Verkennung des Wesens der Offenbarung. Denn anstatt das Heil zu enthüllen, machte sie Mitteilungen, wo sie nicht ist. Nun scheint der Grund dieser Konstruktion zu sein, daß eine vergleichende Eruierung der Absolutheit des Christentums ausgeschlossen werden soll. Und wenn Geschichtlichkeit Moment an der Wahrheit ist, mit Recht. Aber die negative These des Redners enthält ja selbst das Moment der Vergleichung und fällt in das Schema zurück, das sie bekämpfen soll. Denn das Begreifen eines unbedingten Heils liegt in einer ganz anderen Ebene als das, was Piper an die Stelle setzt, das Begreifen oder auch das unbegriffene Hinnehmen, daß irgendwo Offenbarung nicht sei.

Indem nun der Supranaturalismus herbeigezogen wird, um die Einzigartigkeit der christlichen Sphäre zu unterbauen ist der erste Schritt zur Rationalisierung getan; es folgt der zweite: auch die Autorität wird konstruiert, abgesehen von ihrem Gehalt, um den es geht. So wenig also an sich die Erkenntnis der Geschichtlichkeit des Daseins eine theologische Erkenntnis ist, so wenig ist eine Autorität, die abgesehen von dem verpflichtenden Gehalt abgeleitet wird, spezifisch religiöse Autorität. Was der Redner als kirchliche Autorität konstruiert hat, gilt genau so von einer beliebigen Partei, einer wissenschaftlichen Schule, von jeder beliebigen Gruppenbildung überhaupt. Zu der rein soziologischen Ableitung tritt als ein reines X die göttliche Spitze hinzu. Natürlich gelten für die Kirche, weil sie menschliche Gruppenbildung ist, auch die soziologischen Gesetze. Aber das ist theologisch gerade nicht das Entscheidende.

Weder sind dabei die realen Autoritäten des Lebens auf Gott bezogen, noch ist umgekehrt der besondere Sinn der religiösen Autorität ans Licht gestellt. Wozu verpflichtet sie primär: zu Lehre? Leben? Glauben? — Und wie verpflichtet sie? Nur durch „Verkündigung"? oder kann sie es vielleicht gerade auch durch bloße Selbstdarstellung im Sinne Schleiermachers oder durch den Hinweis auf Gott unter betontem Abweis jeder eigenen Autorität? Bei dieser Frage versagt die soziologische Ableitung der Autorität!

Der Redner sprach von einem neuen Realismus. Aber er hat an dessen Stelle eine neue Ideologie gesetzt. Unter Ideologie verstehe ich dabei nicht eine Lehre, der als solcher keine Wahrheit zukäme, sondern eine Lehre, die den Anspruch erhebt, eine tragende Wahrheit zu geben, und diesen Anspruch nicht erfüllt; eine Lehre, die behauptet, den Kern einer lebenswichtigen Sache getroffen zu haben, und gerade diesen Kern verfehlt; eine Lehre also, die an Stelle existentieller Wahrheit ein nicht Wesentliches anbietet. Ideologisch nur scheint mir die Stellung des Vortragenden in dreifacher Hinsicht:

1. Einleitend wies er die Wahrheitsfrage ab. Zwar beschränkte er sich auf einen Abweis des Subjektivismus der Fragestellung, und insofern konnte seine Rede von der tragenden Wahrheit uns gerade für unsere kategorialen Überlegungen wichtig werden. Aber fast im gleichen Atem sprach er von der „Überzeugung des Mannes unter der Kanzel", von seiner Gewißheit, und bediente sich also der abgewiesenen Formulierung fast zwangsmäßig. Denn selbst wenn Gemeinschaftsbindung in das Wesen der Wahrheit eingeht, so kann und muß doch die Wahrheitsfrage gestellt werden. Ihr Abweis bedeutet einen Ausschluß existentiell wesentlicher Forderungen der Geister.

2. Der exklusive Supranaturalismus weist das Problem ab, das in der Tatsache der Fremdreligionen gegeben ist. Zwar hat der Redner darin vollkommen recht — und es war ein Verdienst seines Vortrages, das so stark zu betonen — daß die religiöse Stellungnahme des „Mannes unter der Kanzel", im Grunde natürlich auch der des Predigers und der Theologen nicht von einem neutralen und umfassenden religionsgeschichtlichen Vergleich abhängig ist, sondern daß der Einzelne ja in seiner religiösen Herkunft schon gebunden ist und durch sie hindurch seines Heiles gewiß ist. Der Mann unter der Kanzel jedenfalls ist dieses Heiles nicht auf Grund religionsgeschichtlichen Vergleiches gewiß; und so wenig wir jenem dilettantischen Argument Raum erstatten wollen, das die religiöse Stellungnahme von allem Denken und allem Wissen lösen möchte, als ob es je einen Glauben gegeben hätte, der sich nicht in die Vorstellung seiner Zeit ausgedrückt und diese nicht in seine Gedankenwelt aufgenommen hätte, so sehr muß doch auch betont werden, daß die Glaubensgewißheit nicht abhängig gemacht werden darf von einer vergängigen universalen Religionserforschung. Aber so wichtig das alles ist, es kann doch gar nicht übersehen werden, daß auch heute der religionsgeschichtlichen Forschung der letzten Jahrzehnte ein existentielles Interesse nicht fehlt. Diese Phänomene dringen auf uns ein mit einer Macht, die Gewalt über uns hat. Der exklusive Supranaturalismus Pipers ist eine verzweifelte Auskunft, und zugleich verschließt er sich gegen die Möglichkeit, daß Gott gerade von dorther auch uns sich offenbare. (Zudem widerspricht er sich selbst. Pipers eigene meines Erachtens richtige These, daß es keine neutrale Beurteilung der Religionen gebe, schließt das neutrale Urteil: „Dort ist keine Offenbarung" aus. Ein Abweis der Verkehrungen aber schließt umgekehrt die Aufgeschlossenheit gegen den dort sich offenbarenden Gehalt ein.)

3. Piper hat das Verhalten des Kirchgängers auf die Erwartung zurückgeführt, daß er in der Kirche die Wahrheit hören werde. Aber indem er für die Konfessionen das Prinzip der Individualisierung einführte, hat er auch eine Individuation der Wahrheit zugegeben. Hinter dem Schleiermacherschen Prinzip der Individuation liegt aber noch eine tiefere Schicht; hinter der religiösen Individualität steht der Einzelne. Gott ist nicht ein verbindender Gegenstand wie die Luft zwischen uns oder das Licht über uns. Vor ihm ist der Mensch auf sich allein gestellt. Kierkegaards Lehre vom Einzelnen hat ihre starken Wurzeln bei Luther. Allein steht der Mensch vor dem Tode, allein muß er nach Luther vor die Schranken des Gerichts treten. Das Wort des Predigers wird für mich nur dann lebendig, wenn es mir meine konkrete Situation unmittelbar erleuchtet, ein Wort von meiner Sünde und meinen Aufgaben wird, von denen der Prediger gar nicht

zu wissen braucht. Zwar ist eine Gemeinschaft der Einzelnen denkbar. Aber es ist nicht selbstverständlich, sondern größeste Paradoxie, wenn die Gemeinde sagt: „wir bekennen unsere Sünde." Darum ist Pipers Analyse der Kirche ideologisch, weil sie jene Vereinzelung übersieht. Jene Vereinzelung aber ist erstens Tatsache des Bewußtseins Vieler, und zweitens hat diese Tatsache einen Rechtsgrund im Wesen des religiösen Verhältnisses. Der „Leib Christi", von dem der Redner sprach, blieb ein großes X. Darum aber ist auch der neue Realismus, den er anbot, ein X geblieben. Realismus ist ein philosophischer Begriff, der ohne philosophisch-erkenntnistheoretische Analysen nur ein Schlagwort bleibt.

Der wesentliche Ertrag des zweiten Vortrages ist, daß er das Problem der geschichtlichen Bindung herausstellte und es in die Wahrheitsfrage einbezog. Der Problemstellung wird meines Erachtens durch die supranaturale Antwort nicht genügt. Aber sie selbst verdient ernsteste Beachtung.

An Schleiermacher hier anzuknüpfen hat guten Sinn. Er ist zu seiner Zeit der Einzige gewesen, der das Problem der Relativität des Erkennens sah und der Individuation nicht durch eine metaphysische Konstruktion Herr zu werden, sondern sie durch transzendentale Analysen zu erleuchten versuchte.

Im ersten Vortrag ist Schleiermachers Protest gegen die Einmengung der Philosophie in die Theologie scharf unterstrichen worden. Aber seine Doppelstellung in dieser Hinsicht fordert eine Deutung. Er hat tatsächlich philosophiert. Von der spekulativen Metaphysik, die Schleiermacher ablehnte, ist scharf zu unterscheiden die transzendentale Kritik, die Schleiermachers philosophische Grundlegung der Religion ausübt. Die Frage nach den Grundfunktionen des Geistes ist eine Formfrage. Die Formfrage aber kann gestellt werden; denn es gibt keinen Inhalt ohne Form. Auch Offenbarung hat eine Form, wie paradox auch gerade diese Form sein mag. Die Philosophie aber kann sich von außen her keine Grenzen zudiktieren lassen. Sie darf vor Religion und Offenbarung nicht Halt machen. Die Formfrage aber ist ein kritischer Regulator für die Inhaltsbestimmung. Die Analyse z. B. der Gegenstandsform des Göttlichen überhaupt verbietet das Göttliche mit irgendeinem Ding oder Weltgegenstand zu verwechseln. Existentiell wichtig wird die Formfrage, sobald die Wahrheitsfrage erwacht ist. Denn die Wahrheitsfrage schließt die Frage ein: Was ist Wahrheit als Wahrheit? Ohne Beantwortung dieser Frage ist die Rede von der religiösen Wahrheit spielerisch. Diese Frage aber ist eine philosophische.

Schleiermacher hat dabei sofort das Problem der geschichtlichen Bindung einbezogen. Das machte ihn mit Recht für Piper aktuell. Besonderen Nachdenkens ist wert, daß Schleiermacher die Dogmatik als historische Disziplin bestimmte. Verständlich ist das nur von seinem idealistisch durchtränkten Begriff der Geschichte. Es geht ihm nicht um psychologisch-historische Feststellungen, sondern die historische Arbeit, die er meint, kann er zugleich als kritische Bestimmung bezeichnen. Er setzt sich zur Aufgabe, aus der Verbundenheit mit der Gemeinschaft heraus die Wahrheit kritisch denkend zu ergreifen und kritisch zu bestimmen, von der und in der die Gemeinschaft lebt. Die praktische Tragweite dieser Grundhaltung war groß. Schleiermacher allein hat unter den idealistischen Denkern für die konfessionelle Theologie an der Universität ein Recht herleiten können. Das Problem besteht noch heute. Auch die Idee der Volkskirche bedarf der grundsätzlichen Klärung.

Wie verhalten sich Wahrheit und geschichtliche Bindung? Diese Frage, die mehr als hundert Jahre schon die Geister aufrührte, harrt weiter der Beantwortung und der Erforschung.

Marburg Theodor Siegfried

Wagnis im Glauben

Vgl. CW 1928, Nr. 12 und 21

Die Diskussion, die in diesem Blatt kürzlich zwischen dem Herausgeber und Rudolf Bultmann stattgefunden hat, darf in der gegenwärtigen Lage unseres kirchlichen Lebens und unserer theologischen Wissenschaft besondere Beachtung beanspruchen.

Sehr mit Recht ist meines Erachtens Rade dem heute weitverbreiteten Mißverständnis entgegengetreten, als ob es ein Wagnis des Glaubens gebe, nach evangelischen Grundsätzen geben könne oder dürfe, das nicht zugleich ein Wagnis im Glauben wäre — so nämlich, daß im Glauben und aus der Kraft des Glaubens heraus dieses oder jenes, ein Handeln oder Leiden, gewagt wird. Indes mit nicht weniger gutem Recht hat auch Bultmann das andere Mißverständnis abgewiesen, als ob ein Wagnis im Glauben möglich sei, das nicht zugleich ein Wagen des Glaubens selbst bedeutete, das Wagnis nämlich, jeweilig in der konkreten Lebenslage den Glauben zu betätigen. Ich würde nur sogleich hinzufügen, daß es sich in letzterer Hinsicht vor allem um den täglichen Kampf gegen Anfechtung, Sünde und Schuld handelt und handeln muß. Im übrigen aber scheint mir an Bultmanns Stellungnahme besonders dies bedeutsam zu sein, daß er bewußt und nachdrücklich darauf bedacht ist, falsche Alternativen zu vermeiden, sie nach Möglichkeit von vornherein auszuschalten. Das ist gewiß der beste, aber auch der einzige Weg zur vollen Überwindung der modernen Theologie der falschen Alternativen, indem dadurch gleichzeitig ihr Recht und ihr Unrecht aufgewiesen wird, ihre Fehler und Mängel, aber auch ihre Wahrheitsmomente herausgestellt werden.

Von hier aus fällt z. B. hellstes Licht auf die These vom Glauben als bloßem Hohlraum. Wenn mit Bultmann die vorher genannte doppelseitige Entscheidung zu treffen ist, dann ist diese These bedingungslos zu verwerfen. Denn dann ergibt sich, daß sie nicht zu einem richtigen, sondern zu einem falschen Verständnis des Glaubens führt — jedenfalls des Glaubens im evangelischen Sinne, im Sinne Luthers und der Reformation. Der Glaube als Hohlraum wäre für Luther einfach sinnlos. Denn „der Glaube und Gott gehören zu Haufe".

Zur weiteren Klärung der Problemlage dürfte eine zwiefache Erinnerung beitragen.

William James hat einst eine kleine Schrift unter dem Titel The Will to Believe (Der Wille zum Glauben) veröffentlicht, die zu dem Besten gehört, was der berühmte Psychologe überhaupt geschrieben hat. Der Glaube, von dem James hier spricht, ist nicht der spezifisch religiöse, geschweige denn der spezifisch christliche Glaube. Es ist vielmehr der Glaube, wie er in aller Weltanschauung wirksam ist, auch wenn sie keine bewußte Beziehung zur Religion hat — der Glaube als willensmäßige Entscheidung in lebenswichtigen Angelegenheiten. Solch willensmäßige Entscheidung existentieller Art ist aber auch im religiösen, zumal im christlichen Glauben ein bedeutsames Element. So sehr der Glaube im Sinne des Christentums seiner eigenen Überzeugung gemäß reines Gnadengeschenk Gottes ist, so gewiß ist er doch anderseits immer zugleich freier Akt des Gläubigen. Das gerade ist die große Paradoxie des christlichen Glaubens, daß er wie alles überhaupt so auch sich selbst restlos und bedingungslos auf Gottes Gnade zurückführen muß und daß er sich doch als Freiheitsakt weiß, der die eigene Verantwortlichkeit nicht ausschließt, sondern einschließt. Luthers Rechtfertigungslehre in ihrer letzten Tiefe beruht gerade hierauf.

In dieselbe Richtung führt uns auch Schleiermachers Lehre vom schlechthinnigen Abhängigkeitsgefühl. Indem sie vom Standpunkt der „Frömmigkeit" aus

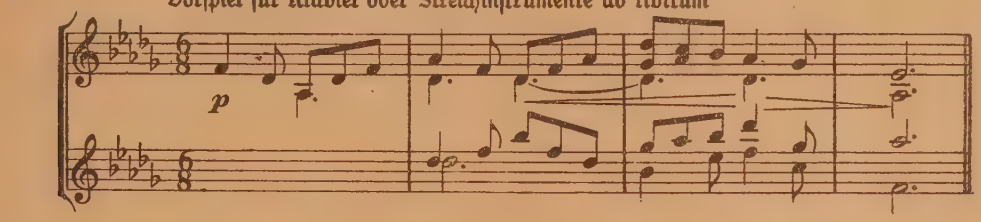
Alle Rechte vorbehalten,
auch das der Aufführung

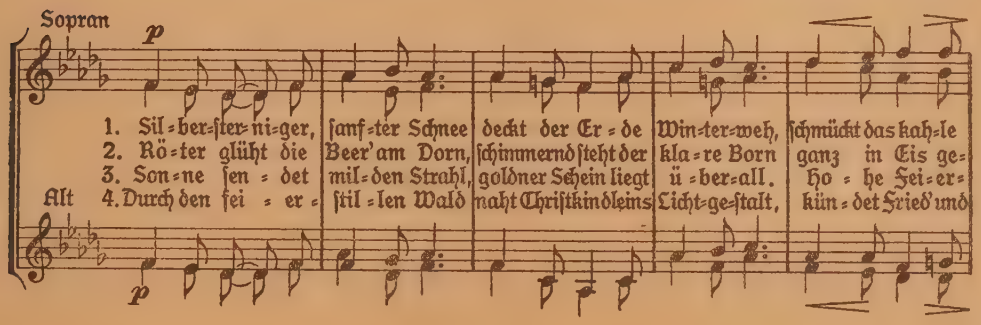
Weihnacht

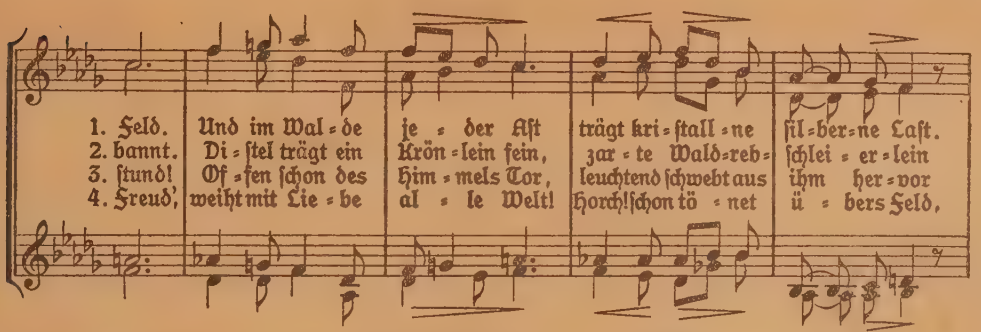
Für Frauenchor

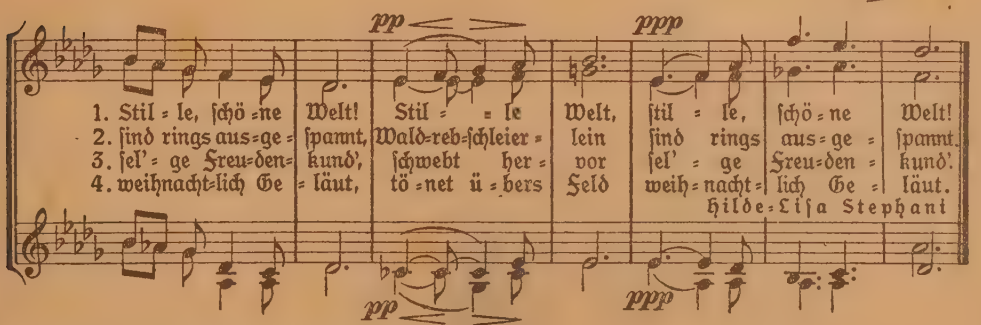
Herm. Stephani, Op. 34 Nr. 7

Vorspiel für Klavier oder Streichinstrumente ad libitum









Selbstverlag Herm. Stephani, Marburg L. — Preis 15 Pfg.

84864

Notenbeilage zur Christlichen Welt 1928 Nr. 24

Theodor Siegfried Johann Baptist Kraus

sup „Frömmigkeit" der Frommen als wesentlich ihnt. Indem sie vom Standpunkt der

und im Namen dieser Frömmigkeit die Abhängigkeit des Menschen absolut setzt, rechnet sie nach der anderen Seite hin doch mit der eigenpersönlichen Anerkennung dieser Abhängigkeit durch den Frommen. Da die schlechthinnige Abhängigkeit, wie Schleiermacher ausdrücklich einschärft, ihre Anerkennung durch den Gläubigen zum notwendigen Komplement hat, so gipfelt seine berühmte, heute so heiß umstrittene Lehre auch gerade in jener letzten Paradoxie des christlichen Glaubens.

Göttingen Georg Wobbermin

Höregott

Höregott. Ein Buch vom Geiste und vom Glauben. Von Joseph Wittig. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1928. 415 S. Geb. 6, in Halbleder 9 M.

2

Aber tiefer dringt und wichtiger ist das Problem Wittig, wo es seine eigene Person umgreift. Es ist unbegreiflich, wie dieser Mann sich über den geschilderten doppelseitigen Tatbestand katholischen Kirchentums so kindlich hat hinwegtäuschen können. Gewiß, seine eine Seite liebt und verehrt er ja glühend: daß die Kirche glauben will und Glauben hat und zum Glauben beseligt. Aber seine andere Seite, seine harte weltliche Wirklichkeit sieht er nicht: seinen glaubenerstickenden Zwang, seinen Herrschaftsanspruch, seine Rechthaberei, sein Vorrecht vor allem und jedem Einzelleben, seinen ultramontanen, schonungslos eigensinnigen und fanatischen Charakter. Dem gegenüber ist er einfach blind, um so blinder, je spitzer sich seine eisernen Haken in das eigene Fleisch graben. Vor lauter bluthafter Verflochtenheit und sohnhafter Anhänglichkeit an die Mutterkirche bringt er nicht den Mut und die Klarheit auf, diese Kirche zu sehen, wie sie ist. Statt dessen gaukelt er sich ihr Idealbild vor die Seele, berauscht sich an ihrem Geist, der noch während der altchristlichen Jahrhunderte in ihr lebendig war, saugt seine katholische Kraft aus einem Phantasiebild, das er sich deutend und dichtend zurechtgemacht hat. Er vergißt, daß die katholische Überwindung der Reformation ihre Seele versteint und eben die amtsmäßige Despotie nur verstärkt hat. Er merkt nicht, daß zu ihr auch Index und Inquisition, römischer Kodex und päpstliche Unfehlbarkeit, Bann und Bullen gehören, und zwar nicht nur nebenher und beiläufig, sondern wesenhaft. Mit Liturgie und Messe, Mystik, Marienliebe und Heiligenfreude meint er ihre Ganzheit ergriffen zu haben. In lauter dichterischem Rausch meint er ihre dunkle, schwere, dämonische, menschenknechtende Eigensinnigkeit nicht wahrhaben zu brauchen. Er, der Kirchenhistoriker, bleibt mitten in einer Halbheit der Erkenntnis stecken, statt zur Ganzheit der Folgerung durchzudringen. Unbegreiflich ist es vollends, wie er sich, nachdem ihn selber diese Dämonie trotz seiner ernstesten Beteuerung der Rechtgläubigkeit zu Fall gebracht hat, noch immer in dem Wahn wiegt, katholisch zu sein. Wenn er sich auch heute noch bereit finden würde, mit diesem seinem Namen „katholisch“ all dieses Abgründige zu decken, wäre er es in der Tat. Aber da er das weit von sich weist, entbehrt seine Meinung jeder Berechtigung. Wir glauben besser zu wissen, was katholisch ist als er, der scheinbare Katholik.

Doch damit ist über sein Wesen noch nicht das Letzte gesagt. Wenn er dem offenbaren Tatbestand nach, den die Kirche selbst durch seine zwangsweise Ausscheidung dekretiert hat — und sie muß als die unfehlbare doch wissen, was katholisch ist — nicht mehr katholisch ist, so erhebt sich die Frage, weshalb er nicht für jene Ausprägung des Evangeliums, die von sich aus eben jene zwängerische Seite römischen Kirchentums überwunden hat, frei geworden ist. Wir meinen dabei keineswegs einen Übertritt zur evangelischen Kirche, von dem ihn die Not ihrer irdischen Gestalt ja abgehalten haben könnte, sondern lediglich eine Erkenntnis ihres Wesens. Aber da tritt nun das Merkwürdige in Erscheinung: Wittig ist auf seinem Lebensweg Luther scheinbar nie begegnet. Er hat ihm nie ins Auge und ins Herz geschaut. Er verrät mit keinem Wort, daß er sich von diesem Gewaltigen hat berühren lassen. Zwar schilt er ihn nirgends, aber er begreift ihn auch nirgends. Wenn ihn einer seiner ersten und heftigsten Gegner schreckhaft einen „Lutherus redivivus“ nennt, so ist das die törichtste Verkennung seiner Eigenart, die je ausgesprochen worden ist. Von Luther hat Wittig nie einen Hauch empfunden, geschweige denn, daß er ein Hauch von ihm sei. Er ist eben völlig anders tendiert. In ihm ist nicht die unerbittliche und bis ans Ende durchstoßende Folgerungskraft evangelischen Glaubens lebendig, nicht die Schärfe einheitlicher, rücksichtslos klarer Erkenntnisforderung. Er lebt vielmehr aus fromm übernommener Erbmasse, aus der naturhaften, bedenken- und fraglosen Verwurzelung im Erdreich seiner Kirche, aus der stillschweigenden Hinnahme auch ihrer offenbaren und von ihm selbst erfahrenen Unchristlichkeit. Das ist für uns nicht vollgültiger Glaube, weil dieser Glaube nicht auf eigenen Füßen steht. Nach unserer Meinung hat sich der Gläubige in ihm vom Dichter und Gottinnigen in die Falle locken lassen. Glauben ist nicht Stimmung, Andacht, Umnebelung und Weihrauch mystischer Versunkenheit, sondern glasklare Erkenntnis, bitterharte Wahrhaftigkeit, Zucht, Kampf und Entscheidung. Aber zu einer Entscheidung gegen seine Kirche, zum mindesten gegen ihre offenbaren und von ihm selbst erfahrenen Auswüchse war Wittig zu schwach — meinetwegen zu anständig, zu rücksichtsvoll, zu ehrerbietig, aber eben zu schwach. Denn für seinen Gott und Glauben muß man kämpfen, wenn es not tut. Und das hat er nie getan. Gekämpft hat er nie. Er hat sich höchstens gewehrt und verwahrt, als es notwendig wurde, aber niemals das Licht der Wahrheit brennend und leuchtend in die Mitte gerückt. Er hat auch da noch Frieden sein lassen, wo sein Glaube und seine Erkenntnis schon längst hätten das Schwert ziehen müssen. Er hat nie zu reformieren versucht, nie eine Tat erstrebt, nie ein Neues gepflügt. Auch so wäre er gestürzt, aber dann wenigstens im Kampf und aus eigenem Willen und nicht ohnmächtig und inmitten von Halbheit und Schwäche. Sein Sturz hat Keinem genützt, weder einem Neuem, das durch ihn geworden wäre, noch der eigenen Kirche, die sich durch seinen Abgang nicht einmal zum Aufhorchen oder zu einer stillschweigenden Revision ihrer Prinzipien veranlaßt gesehen hat. Das ist tragisch auch in seinem Leben, daß er, dieser fruchtbare Geist, fruchtlos gelitten und geblutet hat, fruchtlos infolge seines Mangels an Entscheidungskraft, fruchtlos durch die Vorherrschaft dichterischer Schau über die nüchterne Frömmigkeit der Tat.

Aber eben deswegen muß, so manches dem vorab entgegenzustehen schien, dennoch vielleicht das Urteil dahin lauten, daß Wittig trotz seiner ihm von der katholischen Kirche zur Anklage gemachten Häresie typisch-katholisch ist. Denn das eben begreifen wir darunter: eine, wie Heiler es genannt hat, complexio oppositorum, d. h. aber nichts Anderes als ein geduldiges Nebeneinanderstehenlassen von Gegensätzen, ein Sichzufriedengeben mit der Fülle möglicher Erscheinungen, ein Nichtauskochen der Wahrheit bis zum Letzten und bis zur Entscheidung. In dem gewaltigen Dom dieser Kirche hat eben Alles Platz, und Jeder wählt die Kapelle und Nische, in der er das ihm Gemäße anbeten kann und läßt die Andern anderweitig treiben und begreifen, was sie wollen. Solange er nur die Gewißheit hat, daß sich über ihm und den Andern das Dach päpstlicher Regierungseinheit wölbt, daß es der Eine ist, Christus, der den Morgenglanz seiner Göttlichkeit durch alle verschiedenen Fenster und in jeden Winkel hineinfallen läßt, ist für ihn „Wahrheit“ da und Verbundenheit da und — katholisches Leben. So hat auch Wittig weder Fehler und Halbheiten an diesem tausendfachen Bau ent-

deckt, noch, wo er sie sah, sie zu beseitigen sich für gedrungen gehalten. Und so hat er sich auch noch nach seiner Exkommunikation fern vom Meßaltar einen Schlupfwinkel gesucht, in den hinein bis zu ihm hin die Wogen katholischer Heiligkeit spülen und in dem der Heimatlose dennoch beheimatet ist. Und die Kirche, die ihn so hart strafte, wird nicht daran denken, ihn von da zu vertreiben — vielleicht liebt sie ihn in seiner Demut jetzt überhaupt zum ersten Male. Einem Luther Entsprossenen schwillt, wenn er diese Passivität sieht, fast die Zornesader; er meint, er müsse an den Fesseln des Gebundenen rütteln helfen und ihn frei machen zu einer Tat, die den Weg des Gottesreiches durch das Gestrüpp dieser Welt weitertreibt. Wir sollen nach dem Wort des Herrn nicht Licht sein im Verborgenen, sondern Licht, das von Gott her gespeist die Dunkelheit der Welt hell macht.

Doch Joseph Wittig wird nur den Kopf schütteln dazu. Und er mag recht haben. Vielleicht ist sein Selbsturteil, auch jetzt noch katholisch zu sein, die klarste Erkenntnis, bis zu der er je vorgestoßen ist. Er ist katholisch, weil er auf halbem Weg stehen geblieben ist. Er ist es, weil Schau — ob mystischer oder dichterischer Art, spielt keine Rolle — in ihm über den Willen dominiert. Gewiß hat er zwar mit den Mächten der Kurie im Kampf gelegen und sich nicht biegen lassen. Aber auch hier stand für ihn nicht das zeitlose und ganz allgemeine Problem der Wahrheit im Mittelpunkt. Sonst hätte er sie selber gesagt und seinen Gegnern entscheidend und brennend vor die Augen gerückt. Vielmehr fragte er immer nur, was man an ihm tadele, breitete er schützend seine Arme um seine Bücher, die lieben Geisteskinder seines so überreichen Dichterherzens. Daß er nicht wich, hat er ihnen zu Liebe getan. Ihr Verbot und ihre Zurückziehung aus der Leserwelt hätte sein Stolz und die herzenstiefe Verbundenheit mit diesen Geschöpfen seines Geistes nicht verwinden können. Und der Dichter in ihm ist es dann schließlich gewesen, der sich durch die Vertreibung aus seiner Mutterkirche nicht das Herz brechen ließ, sondern in die schlesische Bergesheimat ging, um dort weiter leben, dichten und schaffen zu können. Wäre Gottesverkündigung sein erstes und lebensumspannendes Anliegen gewesen, so würde er sie jetzt in rastloser Folgerichtigkeit und unerbittlicher Schärfe gegen seine frühere Kirche und meinetwegen als Dienst an ihr betrieben haben müssen. Statt dessen aber schont er sie und läßt sie, wie sie ist, und schreibt und gibt heraus neue Bücher von lebendiger, frommer, ästhetischer Schönheit. So webt sich über den Katholiken in ihm merkwürdig der Dichter hin, so überspinnt den Menschen des Glaubens auf ganz seltsame Weise der Mensch der Schönheit und überquellenden Bildhaftigkeit, den Gotteskämpfer der Gottessänger.

Wobei dann inmitten dieser Verschlungenheit der Fragen d a s schließlich auch ein Problem bleibt, weshalb die sonst so kluge römische Kirche gegen die zarte Rosenhecke einer dichtenden Seele mit einem Schwert gekämpft hat, das sonst nur gegen Prophetenleiber gezückt zu werden verdient. Es scheint, daß sie in der Behandlung Wittigs von jeglicher psychologischer Feinfühligkeit verlassen war und mit ihrer abrupten groben Art, die sie ihm gegenüber für gut fand, einen elementaren Mißgriff begangen hat. Hätte sie den in seiner Art wundervollen Blütenbaum in irgendeiner Mauerecke ihres weiten Tempels weiter wachsen lassen und ihn ruhig mit dem Licht ihrer Liebe übergossen — es wäre kein „Fall Wittig" entstanden, eine für diesen feinen, zarten Mann ganz ungemäße Angelegenheit, und kein Katholik wäre je in dem Gedanken geblieben, daß hier, was ja gar nicht der Fall ist, der Bestand seines Glaubens in Frage gestellt sei. Aber selbst die vielgerühmte, Jahrtausende alte Klugheit der römischen Kirche scheint hier nicht auszureichen, um einen ganz einfachen Fall zu meistern.

Die Überlegung, die wir soeben angestellt haben, hat durch Berg und Tal und viele verschlungene Pfade hindurchgeführt. Und auch das Endurteil bleibt mit Fragen und Spannungen in sich belastet. Aber, und das ist doch das aus dieser Verschlungenheit befreiende: an einer Stelle ist das Dunkel gelichtet — das ist der Mensch Wittig. Es braucht hier nur noch einmal gesagt zu werden, was den Eingang bildete. Er ist so lauter und klar und rein, daß das den Mangel an sachlicher Anerkennung, den wir ihm leider nicht ersparen konnten, reichlich ersetzt. Letzten Endes gibt ja den Ausschlag nicht, was der Mensch denkt, sondern was er ist. Und darin gehört der Person Wittigs alle Liebe und letzte, höchste Achtung. Zwar können wir nicht finden, was einmal über ihn gesagt worden ist, daß er, nicht katholisch und nicht evangelisch, der Mensch der künftigen Christuskirche, der una sancta sei — sie fällt nicht vom Himmel, sondern muß in Schmerzen geboren werden, nicht aus Andächtigkeit und Stillehalten, sondern aus bitterhartem Kampf um die Wahrheit — und in diesem Kampf muß Jeder einen Platz haben, wo er steht, und die Setzung „katholisch — evangelisch" umreißt restlos und absolut deutlich die Sache, um die es geht, und deswegen muß einer da fechten oder dort: wenn er mitten drinne steht, dann bedeutet er für die W a h r h e i t nichts — nein, der Prototyp neuer Christlichkeit ist er nicht. Aber vorbildlich ist und bleibt er für die Reinheit einer Gesinnung, die es zu haben gilt, für die Lauterkeit der Motive, mit der man handeln soll, für den Edelmut, den man inmitten von Nöten zu bewähren hat. Unvergänglich und für die Ewigkeit aufbehalten sind an Wittig die Blutstropfen, die sein Herz hat vergießen, die Leiden, die seine Seele hat ertragen, die Tränen, die seine Augen haben weinen müssen. Das Alles tragen wir brüderlich mit ihm, wo es menschlich zu scheiden gilt, dennoch eins mit ihm in der Kraft guten Willens. Dieses letzte Wort seines ergreifenden „Höregott", seinen Friedensgruß an die, die guten Willens sind, nehmen wir in dankbare Herzen und Hände. Möge auch ihm und seiner getreuen Frau der Friede beschert sein, der höher ist als alle Vernunft.

Athen K a r l K i n d e r m a n n

Ein Wort für den Dichter Fritz Philippi

Vor seinem sechzigsten Geburtstag (5. 1. 1929)

Die Abneigung der CW gegen das schematische Begehen von Gedenktagen ist gesund. Mancher gehört längst der Vergangenheit an, wenn er sechzigsten oder siebzigsten Geburtstag „feiert". Es ist eine üble Gewohnheit, auf Geburtstage aller möglichen Personen hinzuweisen, die der Gegenwart nichts mehr zu sagen haben *). Hätte Fritz Philippi für u n s nicht eine ganz bestimmte Bedeutung, so würde ich es für ein Unrecht halten, auch nur ein Wort zu seinem sechzigsten Geburtstag zu schreiben.

Der Dichter Philippi war in seiner Frühzeit den Lesern der CW wohl bekannt. Hat ihn die CW ja mit entdecken und seine ersten Werke verbreiten helfen. Der spätere Dichter Philippi ist ihren Kreisen fremder geworden. Vielleicht ist der sechzigste Geburtstag des Dichters ein Anlaß für Manche, die Beziehung mit ihm erneut aufzunehmen.

Einen weiten inneren Weg ist Fritz Philippi in den 30 Jahren seines dichterischen Schaffens gegangen. Einige Andeutungen seien hier gegeben. Ausführliches findet sich in meiner soeben erschienenen Broschüre „Fritz Philippi als religiöser Dichter" (Verlag A. Klein, Leipzig S. 3. 1.80 M.), worin eine literarische und weltanschauliche Gesamtwürdigung versucht ist, wie sie der Dichter schon längst verdient hätte.

28 Jahre alt kam Philippi als Pfarrer in ein weltabgelegenes Dorf des Westerwaldes und sah sich einer ihm fremden Natur und einer ihm ebenso fremden Bauernbevölkerung gegenüber. Da galt es, Verständnis zu suchen und Kämpfe zu führen. In dieser Lage wurde Philippi zum Dichter. Was ihn erfüllte, das goß er von Zeit zu Zeit aus „wie eine sattgetrunkene Wolke über Land". So waren seine ersten Werke mehr beschreibender Art. Nicht so leicht wird man vergessen, was man da liest von dem Menschenschlag, der wie aus dieser herben, rissigen Scholle unmittelbar herauswächst („Hasselbach und Wildendorn" 1902; „Unter langen

*) So ist das nun in der Regel von uns nicht gemeint. Weiteres ein ander Mal.

Dächern" 1905; „Von der Erde und vom Menschen" 1907. Später noch „Auf der hohen Heide" 1921; und „Aus dem Westerwald" 1927). Sich selbst mit zu schildern und seinen Erlebnissen an Natur und Gemeinde dichterischen Ausdruck zu verleihen, gelang Philippi erst, als er eine längere zeitliche Entfernung gewonnen hatte, in dem Bande: „Vom Pfarrer Mathias Hirsekorn und seinen Leuten" 1924. Alles, was hier geboten wird, ist eine menschliche Angelegenheit, ein menschliches Geschehen; das Individuelle ist zum Typischen geworden. Eine lange Entwicklung war es, die dahin führte. Das Allgemein-Menschliche und Typische gewinnt allmählich mehr und mehr die Oberhand, und in demselben Maße werden die Bauerngeschichten wahre Dichtung. Stufen auf diesem Weg sind z. B. Erzählungen wie der „Ortsbürger Tillmann", der die hinterhältige Verleumdung verkörpert, das „Borntier", der Typus des Mannes, dem der Beruf zum Verhängnis wird, der „Landwolf", ein Beispiel, wie ein Mensch von seiner eigenen Gier zu Grunde gerichtet wird.

1904 wurde Philippi Zuchthauspfarrer in Diez an der Lahn. 1906 erschien bereits der Roman „Adam Notmann", der ein Leben in der Zelle zum Gegenstand hat. Es ist ein wirklicher Adam, einer, an dem Menschenlos dargestellt wird. Er findet im Zuchthaus den Heiland und bekehrt sich zu ihm, aber er ist nicht stark genug, ihn zu ertragen. Indem er erlöst wird, muß er sterben. Das eigentliche Verbrecherschicksal behandeln die Zuchthausgeschichten „Auf der Insel" 1910, der Wirklichkeit sehr nah, dichterisch etwas ungestalt, menschlich und kulturell von allerhöchster Bedeutung. Etwas ganz Neues trat damit in die deutsche Literatur ein. Wohl hatte man Schriften genug über den Verbrecher vor dem Verbrechen oder während des Verbrechens. Hier aber wird der die Strafe äußerlich abbüßende und innerlich erlebende Verbrecher dargestellt. „Auf der Insel" ist eine Predigt an die Kulturwelt: Unser Strafvollzug ist verfehlt; er vernichtet den Verbrecher, statt daß er ihn emporhebt; er will Böses mit Bösem vertreiben und dabei (wenn er human ist) nicht wehtun. Und eine Predigt an jeden Einzelnen: Erkenne die Gemeinsamkeit der Menschheitsschuld! Wiederum viel später hat Philippi sein eigenes Wirken im Zuchthaus dichterisch zu fassen gesucht: „Pfarrer Hirsekorns Zuchthausbrüder" 1925.

In dem Roman „Vom Weibe bist du", 1911, ist das Zuchthausleben nur Schauplatz, nicht Thema. Das Problem liegt auf einer anderen Ebene: Wie kann ein edles Weib den Mann umwandeln, und wo muß der Mann dem Einfluß eine Grenze setzen? Wieder ein Schritt zum Menschheitlichen sind die Novellen „Im Netz" 1912, nämlich im Netz des Schicksals. Aber nicht rettungslos ist der Mensch in diesem Netz gefangen; eine Kraft kann ihn befreien, aber nur eine: die Liebe. In moderne Wirtschaftsfragen wagt sich, nicht so sehr mit Glück, der Roman „Weiße Erde" 1913, später „Erdrecht" genannt, das Eindringen der Industrie in ein Dorf behandelnd. Philippis größtes Werk ist der Roman „Wendelin Wolf" 1917. Selten ist das Thema Schuld und Sühne so gewaltig gestaltet worden. Ein entlassener Verbrecher will in der weißen Welt der Alpen ein neues Leben beginnen. Aber die Gespenster von früher lassen ihn nicht los. Erinnerungen plagen ihn. Menschen verachten ihn. Die Bergwelt wird ihm zum beengenden Gefängnis, aus dem es im Diesseits keine Befreiung gibt. Andächtig erwartet Wendelin die todbringende Lawine. Ob die Lösung vom christlichen oder theologischen Standpunkt befriedigt, ist eine Frage. Dichterisch ist das Werk von ungewöhnlicher Wirkungskraft.

Inzwischen, seit 1910, ist Philippi Pfarrer in Wiesbaden. Sein Gesichtskreis weitet sich mehr und mehr, und immer umfassendere Probleme zieht er in seine Dichtungen hinein. Allerdings ist er dem ganz Großen, das er darstellen will, nicht immer voll gewachsen, so daß seine Dichtungen zugleich bedeutender und unbedeutender werden. Der Roman „Weltflucht", 1920, gibt die Losung aus: Hinein in die Welt, wie sie wirklich ist, und dort in zäher Arbeit an der Besserung der Zustände mithelfen! Der Opfergedanke herrscht vor in dem Roman „Niemandsland" 1923, dessen Held etwas Christushaftes hat, vor allem durch seinen Tod. Das Gleiche gilt von dem Drama „Mose" 1924. Noch tiefer zu graben war Philippi vergönnt in dem Drama „Belial" 1924, nächst „Wendelin Wolf" seinem bedeutendsten Werk, in einem am Expressionismus gebildeten, wuchtigen Stil geschrieben. Ein in höchstem Sinn menschheitliches Drama, das die Urfragen des Menschenwesens mit den gegenwärtigen Zeitproblemen (Mensch und Maschine) genial verknüpft. Ungefähr um dieselbe Zeit hat Philippi sein erstes Drama „Jeremia" umgearbeitet und nach den Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit vertieft. Jeremia ist der Prophet, der unter einem zwingenden göttlichen Muß steht, Israel ist das Volk, dem nichts blieb als sein Gott. Diese drei Dramen, eine Art Trilogie bildend, bergen die höchsten Werte aus dem neuen Schaffen Philippis. Ein unwiderstehlicher Humor (der sich ja in allen Werken da und dort hervorwagt) triumphiert in dem Lustspiel „Der Paragraphenteufel" 1927. Warum fallen die modernen Bühnen nicht über diese Werke her? Sie halten den Vergleich mit vielen, oft gespielten Stücken wohl aus. Die früheren Dramen Philippis schätze ich geringer, auch „Pfarrer Hellmund" 1913, eine Art Faßo-Drama.

Über die Lyrik Philippis müßte man besonders schreiben. Einige wahre Kleinodien der modernen religiösen Dichtung sind darin. Die Entwicklung des Dichters spiegelt sich in den Gedichten am deutlichsten und erlebnisnächsten. In meiner oben genannten Broschüre habe ich eine größere Anzahl der zum Teil vergriffenen, zum Teil noch nicht veröffentlichten Gedichte Philippis in zeitlicher Anordnung gedruckt. In den „Brücken zum Ewigen" (7. Aufl. 1928, Verlag Wollermann, Braunschweig) finden sich religiöse Gedichte Philippis. In der CW waren viele zum ersten Male zu lesen.

Dies über den Dichter Philippi. Über seine Weltanschauung zusammenfassend zu berichten, wäre von nicht geringem Reiz und auch von Bedeutung bis in die gegenwärtigen philosophischen und theologischen Erörterungen hinein — wer will sich von ihm anregen und führen lassen?

Heidelberg Wilhelm Knevels

Bücher für Weihnachten

Kunst

Jesu Darstellung in der bildenden Kunst. Von Ludwig Bartning. Berlin-Dahlem, Wichern-Verlag 1928. 29 S. 1.50 M.

Wenn Bartning, der namhafte Maler, sich zu dieser sehr aktuellen Frage äußert, dann darf man sicher sein, daß diese Aktualität in keinem Augenblick vergessen wird. Auch dann nicht, wenn er uns durch die Geschichte der christlichen Kunst führt. Denn dieser Gang durch die Geschichte dient dazu, uns von unsern Vorurteilen freizumachen, das wahre Anliegen der christlichen Kunst zu zeigen und uns die Not, in der die bildende Kunst heute steht, verstehen zu lassen als Anzeichen für die Not der Kirche. Denn das ist an dem Vortrag — den ich dringend empfehlen möchte — das Erstaunliche, daß er zugleich um unser heutiges Leben weiß, das sich auch in der Kunst ausspricht, und um das wahre Leben der Kirche, das heute mit ihrer Botschaft verschüttet zu sein scheint.

Die Geschichte als Korrektur unserer Vorurteile. Denn was die klassische Zeit christlicher Kunst geschaffen hat, ist nicht ein Leben Jesu in Bildern, ja es sind nicht einmal die dem Auge besonders gut darstellbaren Bilder aus Jesu Tätigkeit: der Prediger, der Wundertäter, der Kinderfreund u. a.; es sind überhaupt nicht Abbildungen der Wirklichkeit, wie wir das heute von der Kunst gewohnt sind. Sondern es sind die in Bildern dargestellten Sätze des christlichen Glaubensbekenntnisses, Darstellung gerade der Ereignisse, die nicht in der Wirklichkeit von Raum und Zeit wahrnehmbar sind: empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, und so Satz für Satz bis zu dem Richten der Lebendigen und Toten.

Diese Entdeckung Bartnings gibt uns den Schlüssel zum Verständnis der christlichen Kunst von den ältesten Mosaiken bis zu den Bildern von Rembrandt und Rubens. Aber mit diesen Zeitgenossen des dreißigjährigen Krieges hat es ein Ende; wie dieser Krieg das letzte öffentliche Glaubensbekenntnis war, so endet mit ihm das Aussprechen dieses Glaubens in der Kunst. Was folgt, ist ein gut gewolltes Aussprechen von persönlichem Christentum, oft hart erkämpft, aber ohne Wirkung. Wie die Kirche aussieht, in der das geschieht, wissen wir; darüber hinaus erfahren wir, wie die Kunst aussieht, seit sie ihre Christlichkeit verloren hat: sie ist auf der Suche nach ihrem Gegenstand. So zeichnet uns Bartning die Kunstepochen bis zur Gegenwart, in denen eine Form die andere herausfordert, ein Gegenstand den andern ablöst und die Kunst am Ende ihrer selbst überdrüssig wird.

Das unsere Lage. Eine Kunst, die nicht christlich sein kann; eine Kirche, die christlich sein möchte; eine durch Wissenschaft und Technik neu geschaffene Welt, die nicht weiß, ob sie Gottes oder des Teufels ist. Und das alles unter der Möglichkeit, „daß Gott seine Welt jeden Tag erneuern kann". Aber darüber kann man nicht gut berichten; man muß es schon selbst lesen, wie hier an einem scheinbar peripheren Gegenstand anschaulich und klar die Lage der Kirche aufgezeigt wird. Wilhelm Wolff

Deutsche Geschichte in Bildern. Herausgegeben von Karl Pagel. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1928. 400 Seiten mit über 700 Abbildungen. Geb. 18 M.

Es ist ein glücklicher Gedanke, einem Geschlecht, das gegen Historie eingestellt ist, eine deutsche Geschichte in Bildern — von den Reliefs der Marc Aurel-Säule über die Bilderhandschriften des Mittelalters bis zum Bismarck Hugo Lederers — darzubieten und so anschaulich zu vermitteln, wie reich die deutsche Geschichte an kulturellen Gütern ist. Als Ergänzung zu rein darstellenden Geschichtswerken eignet sich das Werk vortrefflich. Man sollte es den Schülern mittlerer und höherer Klassen in die Hand geben. Im Allgemeinen ist die Ausstattung gut, es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Bildreproduktion vielfach — besonders bei Massenszenen — zu wünschen übrig läßt und den Genuß beeinträchtigt. Möchten diese technischen Mängel in einer neuen Auflage abgestellt werden! Erich Fascher

Frans Masereels Bilderromane. Das Stundenbuch. 165 Holzschn. mit Einführung von Thomas Mann. Geb. 3.50 M.

Die Sonne. 63 Holzschnitte. Mit Einführung von Karl Georg Heise. München, Kurt Wolff Verlag. 2.50 M.

Über diese plastisch-musikalischen Holzschnitte, ihre künstlerische Vollendetheit braucht kein Wort gesagt zu werden. Über die tiefmenschlichen Voraussetzungen, das Lebensproblematische, diese Totalität „Leben", mit dem gekämpft, gelitten wird, wäre Viel zu sagen, wenn es nicht der Künstler eben schon getan hätte. Es bedarf auch zu dem Inhaltlichen der Bücher keines Wortes, selbst die Vorworte von Thomas Mann und K. G. Heise hätten gespart werden können, denn wen diese Holzschnitte nicht ergreifen, dem

ist auch mit einigen erklärenden Worten nicht zu helfen, und den andern stören sie nur.

Und inhaltlich geht es in den Büchern immer um den Menschen, der frei von Beziehungen unmittelbar das „Menschliche" will: er will die Sonne suchen, fassen, oder sich selbst will er, und muß also leiden, zerbrechen, auferstehen — so wie es immer war und immer bleiben wird. Nur hat jede Zeit ihren Ausdruck für dieses Geschehen, und die unsere, so könnte man schlechthin sagen, hat unter anderen diesen gefunden, der echt und klar und tief ergreifend ist. Erich Bockemühl

Geschichte

Calderon. Ausgewählte Schauspiele. In der neuen Nachdichtung von Eugen Gürster. München, C. H. Beck 1928. 575 S. Geb. 12 M.

Vier der berühmten Dramen Calderons (Das Leben ist ein Traum, Der wundertätige Magier, Der standhafte Prinz, Der Richter von Zalamea) werden hier in einer neuen und gut lesbaren Übersetzung dargeboten. Dem Verfasser lag weniger an einer wörtlichen Übertragung des spanischen Textes als an der Wiedergabe der eigentümlichen Musikalität dieser barocken Dichtkunst. Dadurch ist sicher der ursprüngliche Charakter der Originale im ganzen gut getroffen; aber freilich kommt damit auch die Fremdheit jener Welt nur um so deutlicher zum Vorschein. Otto Piper

Die Besessenen von London. Ein Prozeß aus der Zeit Richelieus. Von Rosa Schudel-Benz. Stern und Unstern. (Eine Sammlung merkwürdiger Schicksale u. Abenteuer. Herausgegeben von Tim Klein. Neuntes Buch.) München, Beck 1927. 155 S. Geb. 4 M.

Nach den aus Paris entliehenen Prozeßakten hat die Verfasserin, die häufig ihre Quellen selbst reden läßt, das Schicksal eines begabten Priesters gezeichnet, der nach glänzendem Aufstieg von seinen Neidern zu Falle gebracht wird und nach schmachvoller Tortur den Flammentod sterben muß, weil er angeblich einige Nonnen behext hat, die in ekstatischen Zuständen von dem schönen Priester verfolgt zu sein glauben. Von Stufe zu Stufe beobachtet man, wie diese vermeintliche Besessenheit weitere Kreise zieht, das Eingreifen des Bischofs und Erzbischofs nötig macht, zeitweilig völlig abklingt, um erneut — von Hintermännern geschürt — aufzuflammen und erst dann zur Katastrophe zu treiben, als eine allmächtige Person, die durch ein Pamphlet des kecken Priesters beleidigt ist, sich zu rächen wünscht — Richelieu. Da vermag kein Appell an Parlament oder König etwas. Man sieht mit Entsetzen, wie dies grausame Unrecht, scheinbar ganz recht- und prozeßmäßig, in Wirklichkeit aber mit Schwindeleien aller Art inszeniert wird und bekommt — besser als durch Romane — ein deutliches und meisterhaft gezeichnetes Bild aus der Zeit Ludwigs XIII. Aus Intriguen und kleinlicher Rachsucht, Lügen und Amouren wächst die Gestalt des erst so weltfreudigen Priesters Urbain Grandier zu einem echt christlichen Märtyrer empor. Ein erschütterndes Zeitbild, das niemanden so leicht wieder losläßt, der dies Buch mit Spannung zu Ende gelesen hat. Erich Fascher

Napoleon. 1. Sein Leben. 2. Der Mensch. Von D. S. Mereschkowskij. Leipzig, Grethlein u. Co. 1929. 540 S. 10.50 M.

Über dieses Buch müßte mehr geschrieben werden, als es im Rahmen einer „Besprechung" möglich ist, weil hier Napoleon, wie mir scheint, ganz neu, wenigstens nicht von dem Dogma des die Welt zerstörenden Egoismus aus gesehen ist. „Zeit meines Lebens habe ich meinem Schicksal alles Opfer gebracht — Ruhe, Vorteil, Glück." — „Was ich will, wohin ich gehe — das weiß ich selbst nicht." Dies sind Worte, die für die Richtung des vorliegenden Buches wichtig sind: Napoleon ist der getriebene Mensch. Sein Dämon allein ist die Bewegung zu allem Tun. Er wollte die Vereinigung der Menschheit und mußte sich entscheiden: Christus oder der „atheistische Bolschewismus". „Wird die Menschheit sich durch Christus retten, oder wird Atlantis wieder einmal ohne ihn zu Grunde gehn? Diese Frage hat uns der Mann aus Atlantis, Napoleon, gestellt", der eben, mochte gegen ihn zeugen, was da will, eine tief religiöse Natur war. So also die Problemstellung des Buches. Hinzu kommt, daß vor Allem im ersten Teil, in dem das Leben nach den Gehzeiten des Tageslaufs dargestellt ist, der Dichter Mereschkowskij gestaltet, so daß dies Werk in mehrerer Hinsicht bedeutsam und mitreißend interessant ist. Erich Bockemühl

Jugendsehnen. Ein Scharnhorstroman von Gustav Kohne. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1928. 353 S. 3.50, geb. 6 M.

Auch ohne den geschichtlichen Hintergrund und die Gestalt Scharnhorsts wäre der Roman wertvoll durch die Schilderung niederdeutschen Gutsherrn- und Pächterlebens. Das Erwachen und Heranreifen der Knabenseele ist gut erfaßt und läßt den späteren Heerführer schon ahnen. Die gesunde Erdhaftigkeit und Frische machen das Buch für die Heranwachsenden besonders geeignet. Martha Kübel

Der junge Beethoven. Roman von Felix Huch. Bücher der Rose. Müncheck-Ebenhausen, Wilhelm Langewiesche-Brandt 1927. 342 S. 3.50 M.

Das Buch hat es mir angetan. Ob es den Titel „Roman" völlig verdient, weiß ich nicht. Jedenfalls führt es trefflich in den jungen Beethoven ein, indem es uns in eindringendem Verständnis seine große Seele nahe bringt. Denn der Mensch war im jungen Beethoven noch größer als der Künstler. Eine feine Gabe, besonders auch für unsere Jugend! Martin Eger

Charlotte v. Stein. — Ludwig van Beethoven. Zwei Gedenkreden. Von Hans Weichelt. Marburg, Deutschhausverlag (Hermann Bauer) 1927. 30 S. 1 M.

Feinsinnig wie alles, was aus Weichelts Feder stammt. Beide Reden durchweht von jenem Geist der Frömmigkeit, von der Weichelt sagt: sie hat nicht Wage und Richtstab zum Symbol, sondern besteht aus Ehrfurcht und Dankbarkeit, Ehrfurcht vor den geheimnisvollen Gesetzen des Lebens, denen der Schaffende gehorcht, und Dankbarkeit für alles, was Menschen mit ihrem Sein uns geben. Martin Eger

Ariel, oder das Leben Shelleys. Von André Maurois. Übersetzt von Karl Lerbs. Leipzig, Inselverlag 1928. 303 S. Geb. 5 50 M.

Irgendwann stand ich auf dem Turm Villeneuve. Zu meinen Füßen plätschert die Rhone. Drüben liegt Avignon, das Palais des Papstes, das Gewirr der weißen Häuser. Und hinter ihnen erhebt sich der trutzige Vendou: weiß leuchten seine Gesteine, dunkle Pinien und Zypressen an seinen Abhängen. Das alles mit jener wunderbaren Klarheit, der unwirklichen Plastik des Südens, die uns die fernsten Dinge so greifbar nahe rückt. Und doch im Schein der sinkenden Sonne ist alles so fern, so unendlich weit, so golden und azurblau: der Fluß, die Stadt, der Vendou und ganz ganz hinten die Kette der Alpen.

So ist dies Buch. So ist der Stil André Maurois'. So unendlich nah und klar, und so weltenfern. Rosengoldne Nüchternheit. Wir lesen einen Roman, und es ist eine Biographie. Und wir vertiefen uns in eine Biographie, und es ist ein Roman.

Shelleys Leben, das Leben eines Kindes, und doch eines Weisen. Jungfräuliche Zartheit und himmelstürmendes Feuer. Ätzende Logik und träumerisches Sehnen. Eine große Liebe und viele kleine Liebschaften. Wenige verehren ihn, Manche hassen ihn, die Andern verlachen ihn. So geht er durch die Welt: scharfsinnig und doch „tumb"; alles wissend und voll „zwifel". Durch viel Leid und Unglück schließlich zur „saelde". Der in der Jugend das Jenseits nirgends entdecken kann, und der dann doch in diese Ewigkeit untertaucht. Wae ein Komet kommt und verschwindet. Den unkundigen Schiffer nimmt das unendliche Meer in seine Arme und wirft ihn ans Ufer. Seine Freunde verbrennen ihn.

Die Rauchwölkchen steigen zum Himmel. Hindurch durch die Äste der Pinien, die sich dunkelgrün abheben von seinem Blau.

Und da draußen glitzert die Sonne über die gekräuselten Wellen des ewigen Meeres. Walther Scheunemann

Aus Urgroßeltern Zeit. Eine Familienchronik in Briefen. Von Marie Buchner. Heilbronn, Eugen Salzer 1928. 164 S. Geb. 4 M.

Warmherzigen, klugen, natürlichen und frommen Menschen begegnet man in diesen Briefen; besonders unter den Frauen sind originelle Gestalten. Ein Teil der Briefe ist von dem Geist der vierziger Jahre erfüllt und schon deshalb interessant. Viele Männer von denen, die damals das geistige Leben bestimmten, waren den Briefschreibern befreundet. Von Uhland, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben u. a. m. wird sehr hübsch erzählt. Eine große Rolle spielt die reizende Geselligkeit, die „den Geist wachhält und den Verstand wetzt" und sich in äußerlich ganz schlichten Formen abspielt. Man liest das fast mit etwas Sehnsucht, — wie überhaupt manches in dem lieben kleinen Buch. S. Scharpff

Urahnenland. Familienerinnerungen. Von Franz Blanckmeister. Dresden, Verlag Fr. Sturm u. Co. 1926. 220 S. 3.50 M.

31 mit viel Liebe gezeichnete Bilder aus der Vergangenheit des Geschlechtes Blanckmeister. Freunden der Familienforschung wird es willkommene Gabe sein. Martin Eger

Pestalozzi. Von Max Konzelmann. Zürich-Leipzig, Rotapfelverlag 1927. Geb. 7 M.

Konzelmann bietet nicht eine Lebensbeschreibung oder einen phantasievollen Roman: er gibt eine analytisch-synthetische Darstellung des geistigen Wesens Pestalozzis. Bis in die feinsten Fasern weiß der Verfasser in kongenialem Verständnis die Wurzeln des geistigen Lebens Pestalozzis darzulegen: seine Schwächen, seine Stärke, seine Zerrissenheit, seine Irrungen und Siege im Kampf um Wahrheit, Wirklichkeit und Gerechtigkeit, seine an ein letztes, im geistigen Schauen erfaßtes Ziel unlöslich gebundene Geschlossenheit. In künstlerisch vollendeter Zeichnung steht Pestalozzi vor uns als Mensch, als Politiker, als Schriftsteller, als Erzieher und als religiöse Persönlichkeit mit ihren tiefgehenden Krisen. Wer einen Begriff haben will von der umfassenden Größe des Geistes Pestalozzis, der lese dieses Buch; er wird es öfter als einmal lesen. Es zeigt, wieviel Pestalozzis Einfluß schon geändert hat; es zeigt aber auch, wieviel auf den Spuren dieses Menschheitsprophetten noch zu bessern ist und gebessert werden muß. Pestalozzi kommt überall selbst zu Worte. Was über ihn als Politiker gesagt ist, dürfte kein Politiker, der eine höhere Warte gewinnen will, ungelesen lassen; was über „die Mutter" und über „die Wohnstube" gesagt ist, beleuchtet die heutige Wohnungsnot in ihren verhängnisvollen Folgen auf eigenartige Weise, bleibt eine Fundgrube der Weisheit für jede Mutter und jeden Erzieher. Das Buch ist flott, anschaulich, für alle verständlich geschrieben und vorzüglich geeignet, Pestalozzigeist in Haus, Schule und sozialem Leben zu wecken und wirksam zu machen. Hugo Heim

Versunkenes. Erinnerungen an Alt-Livland und Alt-Rußland. Von Helene Hoerschelmann. Heilbronn, Eugen Salzer 1928. 239 S. 3.20, geb. 4.80 M.

Helene Hoerschelmann versteht glänzend zu schildern, ihre Erinnerungen atmen Geist und Gemüt, lachenden Humor und erschütternden Ernst. Und da sie ins Baltenland führt, in das Land, für das uns die Kügelgen eine heimliche Liebe eingeimpft haben, für das der Krieg große Hoffnung in uns entzündet, der Zusammenbruch tiefstes Mitleid in uns geweckt hat, folgt man ihr mit wärmstem Anteil. Soweit sie aber nach Alt-Rußland führt, führt sie in das Land des Primitiven mit der Fülle seiner kleinen und großen Rätsel. Beides ist jetzt versunkenes Land. Und der Blick in dies Land kommt nicht von der Frage los: Mußte dies Land nicht versinken? Man weiß wohl, die deutschen Balten haben auch Arbeit, Lebensernst und Verantwortlichkeit gekannt. Nebenher war es aber doch für die deutsche Schicht vor allem das Land des Genusses; eines feinen, vielfach durchgeistigten Genusses, aber doch des Genusses. Wenn anders Helene Hoerschelmann Recht hat. Mit dem Genuß ist auch viel Gemüt, viel Poesie, viel reicher Lebenswert versunken; aber ich komme nicht davon los: es war manches wert, daß es zu Grunde ging. Auf keinen Fall vertrüge sich die Lebensgestaltung, von der Helene Hoerschelmann schreibt, mit dem sozialen Gewissen der Gegenwart. Auch Alt-Rußland ist versunken; fast möchte ich aber sagen, daß ich die Bilder aus Alt-Rußland lieber gelesen habe als die baltischen Bilder. Das liegt vielleicht an ihrer Fremdheit; vor allem aber doch wohl daran, daß das Leben des Genusses, obschon des roheren Genusses, dem primitiven, naturhaften Menschen immerhin noch einigermaßen zu Gesicht steht *).

Johannes Kübel

Wir Frauen von einst. Erinnerungen einer Malerin. Von Philippine Wolff-Arndt. München, Verlag Ernst Reinhardt 1929. 112 S. Mit 8 Kunstdrucktafeln (Reproduktionen von Werken der Verfasserin). 3, geb. 4.80 M.

Wir Frauen von heute, denen alle Bildungsmöglichkeiten und alle Berufswege offenstehen, vergessen so leicht, was wir den Frauen von einst zu danken haben, die mühsam diese Wege bahnten. So ist es zu begrüßen, wenn der Verlag E. Reinhardt, der uns im vorigen Jahre die von Elga Kern gesammelten Selbstaussagen von „Führenden Frauen Europas" auf den Weihnachtstisch legte, uns dieses Jahr die feinsinnigen, anmutig und wahr gezeichneten Erinnerungsbilder einer deutschen Malerin bringt. Ihr Werden fällt in die siebziger und achtziger Jahre und zeigt uns ein Frauenleben, das — ohne alles „Frauenrechtlerinnentum" — um die heiligen Anrechte der Frau auf ein volles Menschsein ringt: ringt um Entfaltungs- und Betätigungsmöglichkeit, um inneres Wachsen nach allen Seiten, um Reifen im Können — auch wo die Anerkennung versagt bleibt, weil sie eben eine Frau ist! Das Buch stellt zugleich ein gutes Stück Kulturgeschichte dar, eine Geschichte der Künstler jener Tage, eine Geschichte der sich wandelnden Welt- und Lebensanschauung, eine Geschichte der jüngsten und uns doch so fern liegenden Vergangenheit in Bildern von wahrhaft künstlerischem Reiz.

Anne Marie Heiler

Menschen der Liebe. Von Karl Nötzel. Wernigerode, Harder. 288 S. Geb. 5.40 M.

Ein Buch, das einem das Herz warm und das Gewissen schwer machen kann. Es erzählt die Geschichten von Großen in der Liebe, die ihr Leben hingaben aus innerem Müssen heraus, getrieben vom Geiste Christi: die Einen für gefährdete und verkommene Kinder, die Anderen für Gefangene und Verbrecher, für Kranke und Elende, für die vielseitige Not, die ihnen entgegentrat und die ihr Herz entzündete. So verschiedenartig die Lebensführung und die „Berufung" der Dargestellten ist, darin sind sie Eins: in der restlosen Hingabe an die einmal erkannte Aufgabe, in der Liebe, die sie rückhaltlos zu den Ärmsten hinneigt, darin, daß sie sich als Schwestern und Brüder neben die Elenden und Verlassenen stellen, deren Dienst sie ihr Leben weihen. Es sind 12 Lebensbilder, die mit gründlichem Wissen und innerer Zugehörigkeit von dem Verfasser des Buches erzählt werden, hier und da ergänzt von der eigenen Auffassung des Erzählers, vor allem in einem Nachwort „Die Entscheidung im Leben der großen Menschenliebenden".

Die zwölf Ausgewählten — es konnten ja leicht mehr sein — sind: Uljana Ustinowna Gorjina; Th. M. Rtischtscheff; Elisabeth Frey; Friedrich Haas; Mathilda Wrede; Alessandrina Ravizza-Manzoni; Thomas John Barnardo; Gustav Werner; Ben B. Lindsey; Doktor Hindenburg; Dominikus Ringeisen; Friedrich von Bodelschwingh; Johann Hinrich Wichern.

Dora Rade

Mitteilungen aus Lambarene. Von Albert Schweitzer. Erstes und zweites Heft. München, C. H. Beck 1928. 164 S. 4.20 M.

Das erste Heft ist hier mit dem zweiten (vgl. CW 1926, 21) zusammen gebunden. Da beide vergriffen waren, wird vorliegendes Sammelheft Vielen willkommen sein. Es umfaßt die Zeit von Schweitzers zweiter Ausreise im Februar 1924 bis Herbst 1925, in dem ein neuer Abschnitt in der Geschichte Lambarenes mit dem Bau des neuen Spitals beginnt.

H S

*) Paralleles findet man, wo man es nicht sucht, in „K. K. Österreich". Erinnerungen von Hermynia Zur Mühlen. Berlin, S. Fischer 1929.

Der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen. Von Dr. Emanuel Rádl, Professor der Philosophie an der tschechischen Karls-Universität in Prag. Ins Deutsche übertragen von Richard Brandeis. Reichenberg in Böhmen, Verlag Gebrüder Stiepel 1928. 208 S. 5 M.

Dies Buch ist schon in der CW angezeigt, nachdem es tschechisch erschienen war, Nr. 20 Sp. 987. Das Wesentliche ist dort gesagt. Mir war das Lesen der (trefflichen) deutschen Übersetzung die reine Adventsfreude. Ich möchte nur wissen, was meine Sudetendeutschen dazu sagen? „Eine Schwalbe macht keinen Sommer!" Oder, schlimmer: „Er ist doch ein Tscheche. Timeo Danaos et dona ferentes"? Nun, sie finden da fast alle ihre Forderungen an staatliche Gerechtigkeit im tschechoslowakischen Staat von einem Tschechen aufgenommen und vertreten. Aber mehr noch. Wie Rádl die Dinge behandelt, so sind es nicht mehr nur Probleme der lokalen Politik, es geht um die Aufgaben eines Staates überhaupt, und nicht am wenigsten um die Rolle, welche die Religion dabei spielt. Masaryks Philosophie wird ebenso kritisiert wie in ihren Vorzügen hervorgehoben. Der Nationalismus wird prinzipiell und historisch untersucht; gerade die geschichtlichen Partien sind für uns Deutsche hochinteressant, denn die Tschechen wohnten immer im Herzen Deutschlands, aber unsre Schulhistorie ging und geht meistens um sie herum. So ist die Geschichte des tschechischen Volkes ein wichtiges Stück unsrer Geschichte. Und vielleicht ist keine Aufgabe der deutschen Außenpolitik heute so wichtig wie unsre Verständigung mit der Tschechoslowakei. Wie denn zum Glück (trotz allem, was auch mich ärgerte, wenn ich über die Grenze komme und in Prag bin: ich denke vor allem an die rein tschechischen Inschriften) keines unter den slawischen Völkern so prädestiniert dafür ist, sich mit uns zu vertragen wie das tschechische. — Noch einmal, das Buch ist nicht nur für Spezialisten. Es behandelt ein speciale von hoher Warte aus, so daß das Allgemeingültige dabei zur Herrschaft kommt. Es ist eins von den Büchern, die Plato rechtgeben, wenn er meinte, daß Politik der Philosophen nicht entraten kann.

Martin Rade

Geschichten

Im Teufelssessel. Von Josef Winckler. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1928. 350 S. Geb. 6.50 M.

Der westfälische Dichter macht hier die wein- und burgenreiche Landschaft Südtirols und die Verwurzelung der Menschen in ihr lebendig. Das zu tiefst Elementare, Hintergründige, Mystische einer Landschaft, das über Generationen als Schicksalsmacht waltet — beglückend und verheerend —, wird mit einer genialen Kraft des Einfühlens, einer unerschöpflichen Phantasie und Sprachgewalt dargestellt. Groteskes und Krasses, Animalisches und Menschliches wogt durcheinander, von tiefem Menschenverständnis und souveränem Humor in die Harmonie des Kunstwerkes gebracht. Dieser Humor steht im Bunde mit den dämonischen Mächten von Blut, Landschaft und Schicksal, und vor diesem unheimlich zaubervollen Hintergrund scheint menschliche Betriebsamkeit marionettenhaft unbedeutend: das einzige Glied der in dieser weinseligen Landschaft verlumpten Grafenfamilie, dem in Warschau eine Millionärexistenz geglückt ist, kommt doch erst wieder zu seiner menschlichen Schicksalserfüllung und damit zu seinem Eigenen, als er, in die Heimat zurückkehrend, in Landschaft, Tradition und Verlumpung versinkt. „Wer im Leben zu tiefst ursächlich Begründetes leugnet, der schilt Gott einen Gaukler —." Bei dem ungeheuren Problem, das in diesem Satze liegt, steht Winckler ganz auf Seiten der elementaren Lebensmächte, und kein Trompetenstoß Schillerscher Persönlichkeitsethik stört das dumpfe Murmeln dieser Dämonen. Auch der Schulmeister, dessen Leben und Arbeit unter faschistischer Brutalität zerrieben wird und der dagegen einen erschütternden Widerstand leistet, ist kein Heros, der zwingt, sondern der gezwungen wird durch die Verbundenheit mit dem Heimatboden. Um so ergreifender, wenn aus diesem dunklen Boden dann steil und lodernd die Flamme menschlichen Seelenadels steigt, wie am Schlusse dieser ganz aktuellen Schullehrergeschichte im Mussolinischen Südtirol. Bei der letzten Erzählung von der Magd, die ihre gekränkte und verstoßene Leidenschaft rächt, schmälert das Gefühl des Widerwärtigen ihrer Rache die Anerkennung der darstellerischen Kraft.

Josef Winckler verdient unsere Aufmerksamkeit in steigendem Maße: die Kriegsdichtungen „Eiserne Sonette" und „Ozean", die Dichtungen der Nachkriegszeit: „Irrgarten Gottes", „Der chiliastische Pilgerzug", „Trilogie der Zeit" und „Ruf des Rheins", der Schelmenroman vom tollen Bomberg und das selbstbiographische „Pumpernickel" zeigen einen Meister der Erzählung und des Humors, sowie einen tief Ergriffenen gegenüber dem Chaotischen des sozialen und den Problemen des persönlichen Lebens. Kein Werk Wincklers hat mir bisher in demselben Maße den Eindruck genialer Künstlerkraft gemacht wie das vorliegende. Er spricht Unaussprechliches künstlerisch aus und meistert den Stoff mit Schöpferkraft.

Gerhard Heine

Die Saat der Mohren. Roman eines Herrnhuter Missionskindes. Von Sven Larsen. Leipzig, Bernhard Steffler 1927. 268 S. Geb. 6 M.

Die Erzählung schildert die Schicksale eines Herrnhuter Missionssohnes, seine Leiden und Freuden. Er wird geboren und wächst

heran auf einer fernen Missionsstation, muß sich der Ausbildung wegen sehr frühe von seinen Eltern trennen, sieht den verehrten Vater überhaupt nicht mehr, die Mutter erst wieder als gealterte Frau. Die Erziehung geschieht in den Herrnhuter Anstalten, in deren Leben ein lehrreicher Einblick gewährt wird. Nach mancherlei Schicksalen tritt die „Welt" an den Knaben heran und lockt ihn zur Betätigung seiner musikalischen Talente in einer vielleicht erfolgreichen Künstlerlaufbahn, aber zuletzt siegt der harte, opfergewohnte Pflichtgeist des väterlichen Missionshauses; der heranwachsende Mann bleibt im Dienst der Gemeinde.

Das ist kein Roman großen Stils weder den Ereignissen noch der Art der Schilderung nach. Aber er ist mit Liebe und Gemüt geschrieben, getragen vom Herrnhuter Geist. Er gewährt Einblick in die Verhältnisse der Gemeinde, die Größe der für die Missionsaufgabe gebrachten persönlichen Opfer, die Kämpfe junger Seelen um Welt, Freiheit und Licht. Wer Sinn für Einfachheit und Gemüt, für eine unkomplizierte, tätige Frömmigkeit hat, wird an dem Buche Freude haben. Georg Wünsch

Sieben Tage Finsternis. Von Gunnar Gunnarssohn. Berlin, Universitas-Verlag o. J. (1928). 316 S. 4.75, geb. 7 M.

Dem Verfasser ist es mit diesem Buch gelungen, die Tragik des komplizierten, feinfühligen modernen Menschen auszusprechen. Er schildert ergreifend das Rätsel der Vernichtung geistigen und leiblichen Lebens. Tod und Jenseits ragen in dieses Leben fragend und drohend herein. Den Hintergrund der geschilderten Menschenschicksale bilden ein Vulkanausbruch und eine Grippenepidemie, mit all dem unheimlichen Grauen als Folgeerscheinung. Im Mittelpunkt der Ereignisse steht ein Arzt in der Isländischen Hauptstadt Reykjavik, angesehen, erfolgreich, glücklicher Ehegatte und Familienvater, nach sieben Tagen all dieser Güter, dazu noch seiner geistigen Fähigkeiten beraubt: ein Bild vollkommenen seelischen Zusammenbruches. Überanstrengung im ärztlichen Dienst, vor allem aber das Gift des Mißtrauens, von einem Gegner in raffinierten Dosen eingeträufelt, hat diese Wandlung bewirkt. Sie ist Hauptgegenstand des Romans und geschildert mit großer psychologischer Meisterschaft. Die seelischen Ereignisse tragen das Zeichen des Lebens und der Wahrheit und erhalten durch ihre stete Bezogenheit auf das Rätsel des Daseins überhaupt die Bedeutung des Allgemeinmenschlichen und Großen. Georg Wünsch

Die Insel Berande. Von Jack London. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin, Universitas Deutsche Verlagsgesellschaft 1928. 273 S. (Büchergilde Gutenberg. Nicht im Buchhandel.)

Sie liegt irgendwo im Großen Meer, die Insel Berande. Eine jener Inseln, auf denen im dichtesten Urwald verborgen uralte Unsitten noch fortleben, wo der Weiße, der hineindringt in das schwülbrütende Schweigen der Baumriesen, wie der Eingeborene fremden Stammes spurlos verschwindet. Und ihre Köpfe hängen in den Totenhäusern. Wenige Plantagen sind an den Küsten. Ein paar hundert Wilde, gewesene — oder noch seiende — Menschenfresser, hinterhältig-tückisch aber feige, wo starker Wille sie bändigt. David Scheldon hat diesen Willen, der über einen fieberglühenden Körper und zweihundert meuternde Schwarze Herr wird. Bis er zusammenbricht und vor seinen Leuten von der Fremden gerettet wird, die Schiffbruch an seine Küste verschlagen hat. Auch Joan Lackland hat ihren Willen: Jungenhaft-abenteuerlich, weiblich und hart, praktisch und romantisch mag sie sein. David Scheldon weiß nicht so recht, was eigentlich. Und wir auch nicht. Aber ein Wollen hat sie: sich Achtung zu schaffen durch ihre Leistung — nicht nur geduldet zu sein, weil sie Frau ist — Kamerad zu werden, Teilhaber an der Plantage. Und so geht das Spiel der beiden Energien auf und ab, hin und her. Immer spannend. Bis zum Schluß das eintritt, was wir erwartet haben — oder doch nicht? — daß sie sich lieben und heiraten. Und so ist denn David der Herr. Aber gesiegt im Kampf — oder Spiel — hat Joan.

Und darüber steht der stille Südsonnenhimmel. Draußen bricht sich die Brandung im weißen Gischt. Und drinnen im Urwald ranken dicke Lianen von Baum zu Baum. Wie schwere Tropfen hängen die Blüten herab in mancherlei Farben, und schillernde Vögel fliegen geräuschlos im Halbdämmern hin und her. Nur manchmal von ferne her die Töne der Signaltrommel. ...

Walther Scheunemann

Einhart der Lächler. Von Carl Hauptmann. Berlin, Horen-Verlag 1928. 433 S. 5, geb. 7.80 M.

Die Neuauflage eines längst in die Reihe der wesentlichen Bücher eingeordneten Werkes. Nach 20 Jahren etwas durchaus Neues über ein solches Buch zu sagen, ist unmöglich und überflüssig. Es genügt, festzustellen, daß dieses Werk überzeitlich ist, tendenzfern, in einer Traumsphäre, allein den Stillen im Lande zugänglich. Es spricht nur für den längst verstorbenen Carl Hauptmann, daß er gegenüber dem dramatischen Ungestüm und — Ruhm seines Bruders nur einer kleinen Schar etwas bedeutet. H J Schoeps

Jutt und Jula. Von Alfred Brust. Berlin, Horen-Verlag 1928. 167 S. 3, geb. 5 M.

Auf „die verlorene Erde" folgt „Jutt und Jula", auf den dämonischen, aufwühlenden Roman die zarte, feingetönte Liebesgeschichte. Diese beiden jungen Menschen, die in tiefer Reinheit und Wahrhaftigkeit zueinander finden — aber unter welchen Qualen und Kämpfen! — sind erlebt, sind leibhaftig. Die Sprache ist herb und klingend zugleich. Hans Joachim Schoeps

Volkserzählungen. Von Leo Tolstoj. Berlin, Furche-Verlag 1928. 12.—15. Tausend. Geb. 4.50 M.

Diese schöne Auswahl aus Tolstojs populärstem und reichstem Buche erscheint bereits im 12.—15. Tausend. Die vorzügliche Übersetzung geht auf Alexander Eliasberg zurück. Sie bedarf keines weiteren Wortes der Empfehlung. Otto Piper

Göttliches und Menschliches. Gesammelte Novellen. Von Leo N. Tolstoi. Sechster Band. Erstes bis drittes Tausend. Jena, Eugen Diederichs 1928. 504 S. 6 M.

Es ist lange, lange her, daß ich nicht mehr in Tolstoi gelesen habe. Vor dem Krieg war ich nahe daran, ein Buch über die Religion Tolstois zu schreiben; der Krieg hat andre Kräfte auf den Plan gerufen. Ob jetzt für uns Deutsche die Zeit Tolstois wieder gekommen ist? Ob uns Tolstoi beim Wiederaufbau Deutschlands helfen kann? Ich weiß es nicht. Aber der Novellist Tolstoi hat mich durch die Novellen dieses Bandes doch wieder stark in seinen Bann gezogen. Welche Fülle von Gedanken und Bildern! Welche Kunst der kleinen und großen Malerei! Welches Gemüt, welcher Ernst! Welch unerbittlicher Richtspruch, welche Unwiderstehlichkeit der Liebe! Zugleich auch: welch ein prophetischer Blick! 1894 schrieb Tolstoi den „Jungen Zaren", einen Traum. Der Traum schließt: welchen Weg der junge Zar beschritten hat, wird nach fünfzig Jahren erzählt werden. Schon ein Jahr später, 1895, sah und schrieb Tolstoi erschreckend klar, daß der Zar den falschen Weg eingeschlagen hat. Und nur dreißig Jahre hat es gedauert, bis der Weg des jungen Zaren zu Ende gegangen war, zu dem Ende des entsetzlichen Unterganges. Johannes Kübel

Die Parlamentarier von Michelstedt. Humoristischer Roman. Von Helmut Lorenz. Berlin, Martin Warneck 1928. 362 S. 5.80 M.

Ein nettes, lustiges Buch, in dem man die große Politik einer kleinen deutschen Stadt miterlebt. Wie sich die einfachsten Dinge von rechts und von links gefährlich verschieden ansehen, wie sich Parteigegensätze in Alles und Jedes mischen, von der Verlobung bis zur Beerdigung, das ist sehr lebendig beschrieben und so, daß man die Verhältnisse seiner eigenen Stadt wiedererkennen möchte. Der menschlich und national ernste Unterton ist öfter zu spüren; schade, daß er manchmal in einen etwas sentimentalen umschlägt!

Sabine Scharpff

Frau Käthe Werner. Die Geschichte einer tapferen Frau. Von Gustav Schröer. Stuttgart, Quell-Verlag der Evangelischen Gesellschaft. 208 S. 4.50 M.

Land Not. Ein Roman aus unseren Tagen. Von Gustav Schröer. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 285 S. 6.80 M.

Der fruchtbare Thüringer Erzähler setzt in dem Buch „Frau Käthe Werner" seiner früh verstorbenen Frau ein wundervolles Denkmal. Die zarte Frau mit der tiefen Unmittelbarkeit und Wärme des Wesens, mit ihrer inneren Kraft und Sicherheit tritt uns vorbildlich entgegen in der Lebenserzählung des dörflichen Kantorpaares. Jungen Pfarrer- und Lehrerpaaren kann das schöne Buch in Manchem Wegweiser sein.

Land Not führt in die sozialen Nöte, die Irrungen und Wirrungen der Nachkriegszeit hinein. Not der Landwirtschaft, Verelendung der Arbeiter durch unüberlegte Rationalisierung einiger Schächte, kommunistische Agitation, Haß und Schicksal — erzählt von einem, der sein Volk kennt und beobachtet. Einige kraftvolle Gestalten, die durch Liebe und Tapferkeit die Führung bekommen, weisen vorwärts aus dem Dunkel in bessere Zeit.

Dora Rade

Das Mutterbüchlein. Von Will Vesper. Dresden, Verlag Erich Deleiter 1928. 1, geb. 2.50 M.

Ein kleines, feines Buch, so recht zum Heimlich schenken. Mutterschicksale vom Anfang bis zum Heimgang in Wort und Bild, beides tief und ernst erfaßt. Charlotte Klee

Onkel Elias. Ein Roman der Lebensfreude. Von Felix Janoske. 1927. 223 S. 3, in Leinw. 5 M.

Eine Geschichte von zwei Familien. Humorvoll wird darin Familienstolz — Arbeitsstolz, — Junkertum — Sozialismus, Landwirtschaft — Industrie, Junggesellentum — Ehe, Rassenverbesserung und Liebe geschildert. Ein frischer, froher Ton geht durch das Buch. Charlotte Klee

Genia. Novellen und Erzählungen von H. Wolfgang Seidel. Bühnenvolksbundverlag. 187 S. Geb. 2.40 M.

Ein kleines, feines Büchlein außen und innen mit sieben Novellen verschiedensten Inhaltes. In bilderreicher Sprache lesen wir seine Beobachtungen über Vorgänge im Leben der Menschen und der Natur. Charlotte Klee

Die Geißel. Strandgut. Zwei Erzählungen. Von W. J. Locke. Übersetzt von Gertrud Tiktin. (Weltgeistbücher Nr. 145.) Berlin-Charlottenburg 2, Berliner Straße 42/43, 1927. 58 S. Geb. 65 Pfg.

Die geschilderten Menschen sind uns aus einem Teil des englischen Schrifttums bekannt: vornehm und wohlhabend, ohne große Leidenschaft und so anständig, gewissenhaft, gehemmt in Gefühlsäußerungen und doch nicht ohne Gefühl, klaren Wesens und von rührender Einfachheit. — Die beiden Novellen eignen sich zum Vorlesen an Vereinsabenden. Sabine Scharpff

Kampf der Tertia. Von Wilhelm Speyer. Berlin, Rowohlt 1928. 237 S. 3.50, geb. 5.50 M.

Ein Buch von den Kindern, ihrer Romantik, ihrem Kampf für eine Idee, mitten in dem Unverstand und der Kurzsichtigkeit der „Erwachsenen". Schauplatz: ein Landerziehungsheim. Wie diese Kinder*) ihre bis ins Letzte durchdachte, durchfühlte, durchlebte Welt für sich besitzen, wie sie mit der leidenden Kreatur empfinden (denn das Kind ist der Quelle aller Leiden viel näher als der Erwachsene, der sie sich immer wieder erst verstandesmäßig vergegenwärtigen muß), wie sie in schlauer Berechnung und unsäglicher Verachtung gegen die „Erwachsenen" zu Felde ziehen, all das ist einzigartig geschaut und erzählt. Heute, wo die Dichter um Gestaltung des modernen Lebens ringen, wo immer nur der Erwachsene im Mittelpunkt der Betrachtung steht, ist ein solches Kinderbuch, das nicht mit der Überkompliziertheit z. B. eines Klaus Mann arbeitet und alles „psychologisiert", besonders zu begrüßen.

Hans Joachim Schoeps

Natur

Das Büchlein vom Walde. Für Kinder erzählt von Erich Bockemühl. Halle, Carl Marhold 1928. 47 S. Geb. 60 Pfg.

Als 18. Bändchen der Marholdschen Jugendbücher erscheint diese köstliche Skizzen-Serie des niederrheinischen Dichters und Lehrers Erich Bockemühl, der schon zwei andere, mit großem Beifall aufgenommene Bändchen beigesteuert hat: „Von allerlei Tieren" und „Das kleine Bienenbuch". Diesmal erschließt er den Kinderaugen die Schönheiten des Waldes. Wer könnte besser als dieser feinsinnige Natur-Dichter, dessen Schulhaus mitten in Wald und Heide liegt, die unzähligen Wesenheiten des Waldes offenbaren! Denn es sind ja nicht Schönheiten nur, es sind auch Nützlichkeiten und Wirtschaftlichkeiten, die den Wald, auch für Kinder, interessant machen. Man fühlt: ein großes, tiefes, klarschauendes Auge ruht auf den lebendigen Vorgängen, den Tieren und Pflanzen des Waldes, ein warmes Herz schlägt mit im Rhythmus des großen Wachsens, holden Blühens und lieblichen Vogelsingens, und ein liebevoll eindringender Verstand folgt den wundervollen Zusammenhängen, den großzügigen Verschachtelungen von Schönheit und Zweck, von Tier- und Pflanzenleben. Und immer wieder entdeckt das Dichterauge am Grund der bleibenden und wechselnden Erscheinungen geheimnisvolle Schönheiten und faßt sie in den Zauber ganz einfacher, begeisterter und völlig anschaulich schildernder Worte. Nur ein Jugendschriftsteller, der mitten in einer Materie steht, selbst ganz ergriffen und tief begeistert von ihr, kann ja den Kindern in einer sie fesselnden und überzeugenden Sprache alles oder wenigstens das, was ein junges, menschliches Herz zu fassen vermag, vor das innere Gesicht stellen, um die äußere Anschauung zu ersetzen oder zu ergänzen, aus der Fülle naher Wirklichkeit heraus.

Christian Jenssen

Augen im Busch. Von Charles G. D. Roberts. Berlin, Universitas Deutsche Verlags-Aktien-Gesellschaft 1927. 192 S. 3, geb. 4.80 M.

Grandios und klar, zum Greifen nah, läßt dies Buch die Landschaft des Nordens erstehen: Felsen und Hochgebirge — einsame Blumenwiesen am Sommermittag — unermeßliche Ebene im Silberreif — und den anstürmenden Ozean. Selten ist es heute einem Dichter gegeben, so Großes in solcher Einfachheit zu sagen.

Aber die Hauptsache ist ihm die Landschaft nicht, sondern das sind die Gestalten, die sie durchschweifen, und deren bunte Schicksale sie umrahmt: die Tiere dieser Wildnis. Es sind wirkliche Tiere, nicht vermenschlichte oder verklärte oder gering geachtete, vielmehr in ihrer Wesensart erkannte. Ihre Abenteuer werden erzählt, unerwartete, plötzlich hereinbrechende Schicksale, an denen die Natur reich ist, — das gibt dem Buch Spannung und Farbenreichtum. Die unendlichen Möglichkeiten der Rettung und des Untergangs, der Gefahr und der Geborgenheit, — die Güte wie die Furchtbarkeit der Natur, alles dies bildet das Leben der Wildnis, und dieser Hintergrund gibt jeder der kurzen Geschichten Größe.

Aber das Schönste an diesem Buch ist die Gesinnung seines Schöpfers gegenüber der Kreatur und die Bescheidenheit, mit der hier ein Mensch zurückzutreten weiß, damit die Sprache der Natur vernehmbar werde.

Julie Schlosser

Heitere und ernste Bilder aus dem Landleben. Von Elisabeth Malo und Maria Witzig-Malo. Dessau, C. Dünnhaupt 1928. 111 S. 3.40 M.

Zwei durch volkskundliche Arbeiten bekannt gewordene Schwestern vereinigen neun allerliebste Skizzen aus dem ländlichen Leben zu einem Bilde bäuerlichen Volkstums von der Mittelelbe. Sehr realistisch, aber mit Liebe gezeichnet, stellen sich uns in zumeist heiteren Lagen klar gefaßte Individualitäten vor, die doch in einer gemeinsamen wirtschaftlichen und kulturellen Umwelt leben und handeln. Der Dialekt liest sich auch für den Leser aus anderem Sprachstamm leicht. Wie in allen Schriften der beiden Dichterinnen gesellt sich zur Unterhaltung die Kenntnis bäuerlicher Volksart, welche unter jedem Dialekt dieselbe ist.

Friedrich Niebergall

*) Man darf sich aber diese „Kinder" nicht gar zu klein denken. Es sind immerhin Tertianer! D-H

Gedichte und Weihnachtliches

Der wilde Chor. Gedichte. Von Knut Hamsun. Übersetzt von Professor Goebel. Berlin, Spaeth 1926. 123 S. Geb. 6 M.

Hamsuns Gedichte, seit Jahren vergriffen, sind nunmehr mit ihrem ersten Titel in charakteristischer Auswahl, guter Übersetzung, unter Berücksichtigung der letzten norwegischen Ausgabe („Dikte" 1924 Güldendalscher Verlag) in glänzender Ausstattung erschienen und zeigen die ganze Seele dieses großen Prosaisten, in konzentrierter Form den inneren Menschen der großen Amoralität, des geweiteten horizontlosen Schauens, dem alles Leben, ob Gutes, ob Böses, Geschehen ist Natur, Erfüllung und Notwendigkeit. Und sie zeigen auch (einige in ihrem volksliedartigen Ton) die Volksverwurzelung der Hamsunschen Seele. Das Lied vom Walde, die Fiebergedichte sind zudem Gestaltungen einer tief religiös-weltanschaulichen Grundlage. Überhaupt ist Hamsun (im Gegensatz zu Strindberg), wenn auch in quantitativer Hinsicht weniger, wirklicher Lyriker, in seinen Nordlandsgedichten „Der Tod", „Schlaf und Tod" u. a. nicht zuletzt. Es ist eine Freude für Jeden, der den großen Romangestalter liebt, daß die Gedichte endlich wieder und nun in dieser innerlich wie äußerlich vornehmen Ausgabe erschienen sind.

Erich Bockemühl

Harschhorn und Flöte. Gesänge aus der Schweiz. Von Eduard Reinacher. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1926. 150 S. Geb. 5.50 M.

Dies Buch, wahrhaft schöne, echte, herztiefe Dichtung, möchte viele beglücken, möchte mit seinen Bildern und Liedern vielen den inneren Ausgleich schaffen — denn es ist so, daß es das vermag: nämlich das Gefühl eines Schwebens über dem Leben zu geben, eines Schwebens in der andern Sphäre einer geistigen Kunst. Der Mensch, der dies Buch schrieb und sang, ist religiös — denn anders könnte er nicht die Liebe zu den kleinsten Dingen haben, anders könnte er nicht den Leser so über sich hinaus in diese Regionen des Friedens weisen. Und er ist deutsch: das sind keine Hexameter mehr (und ob sie's auch sind), das ist deutsche Sprache und Empfindung. „Harschhorn und Flöte", Kriegs- und Hirtengesang, Gestaltung des Landes, der Menschen, Sagen und Schönheiten der Schweiz — dankbar, von Herzen gebe ich diesem wahrhaft großen Dichter eines großen Herzens und einer feinen Kunst, diesem Dichter und Freunde die Hand.

Erich Bockemühl

Der Gral. Ein Born der Erkenntnis aus Büchern der Weisheit. Herausgegeben von Emy Pischel 1928. 236 S. 5 M.

Das Buch der Stunde. Ein Ruf für jeden Tag des Jahres aus allen Religionen und aus der Dichtung. Gesammelt von Paul Eberhardt. 4. Auflage. 1928. 394 S. 6 M.

Das deutsche Weihnachtsbüchlein. 3. Auflage. 130 S. Kart. 2 M. Sämtlich Gotha, Leopold Klotz.

Von den drei Büchern ist das erste neu, das zweite erscheint in der vierten, das dritte in der dritten, sehr veränderten Auflage. Sie können alle drei als Erbauungsbücher gelten, und für Alle stimmt es, was Paul Eberhardt sagt, daß sie nichts mit Bekenntnis, sondern eben mit Religion zu tun haben. Was in ihnen zu finden ist, das ist in allem der einfache Niederschlag, die innerlichst notwendige Gestaltung religiösen Erlebens, ohne Tendenz, ohne um irgendeiner Macht als nur um des ewigen Zusammenhanges, um Gottes oder des unendlich religiösen Wesens willen.

Sowohl der Gral als das Buch der Stunde schöpfen aus den ältesten wie den allerletzten Zeiten. Von Angelus Silesius, Luther, Augustin bis zu Rilke und Röttger ... und Emy Pischel hat vor allem auch in den Religionen anderer Völker gesucht, was zur Bildung der Persönlichkeit dienen kann. Erbauungsbücher für fromme Kinder der Welt, für die wahrhaft Suchenden und ohne fremden Zweck religiösen Menschen. Und von dem kleinen Weihnachtsbüchlein mit seinen alten und neuen Geschichten (Originalbeiträgen von Röttger, Wittig, Friedrich Schnack und Anderen) und Gedichten ist zu sagen, daß man sich freuen darf, weil es wieder da ist, nunmehr in der dritten Auflage. Und so, wie es hier vorliegt, ist es in Qualität und Zusammenstellung das beste Weihnachtsbüchlein, das wir haben.

Erich Bockemühl

Allerlei Feste. Acht farbige Bildkarten. Von Josua Leander Gampp. Kassel, Friedrich Lometsch Verlag 1928. 1.50, einzeln 20 Pfg.

Gerade rechtzeitig vor Weihnachten kommt diese feine Reihe von Festkarten heraus. Josua L. Gampp, der Schüler Hans Thomas, ist uns durch seine Mitarbeit am Lebensborn-Kalender und durch andere Illustrationen kein Unbekannter mehr. Seine tiefempfindende und dabei im Ausdruck so schlichte Holzschnittkunst ist volkstümlich im besten Sinne. Das zeigt sich auch in den mehrfarbigen Bildkarten, die hier in ausgezeichneter Wiedergabe vorliegen: kleine Kunstwerke zu Weihnachten, Neujahr, zur Geburt eines Kindes, zum Eintritt ins Leben und einige mehr. Wenn wir bisher bei solchem Anlaß zu den guten Schiestl-Karten griffen, so haben wir hier ein gut evangelisches, echtes und schönes Gegenstück. Wir werden uns und Andern damit Freude machen.

Wilhelm Wolff

Marie Feesche. Auch in diesem Jahr bringt der Verlag Heinrich Feesche einige kleine Weihnachtsgaben der feinsinnigen Dichterin: **Christkindlein.** Ein Weihnachtslied mit sechs Scherenschnitten von Anneliese Zeller, in Postkartenformat. 50 Pfg. — **Gottgeschaffene Schönheit.** Ein Blattkalender für das Jahr 1929. Verse von M. Feesche, Zeichnungen von E. Praël. 1.20 M. — **Blühende Wunder.** Blumenmärchen in Prosa. Buchschmuck von Johanna Winkelmann. 2.50 M. — Alle drei sehr geeignet zum Verschenken. Dora Rade

Empfehlenswerte Kinder- und Jugendbücher

Aus K. Thienemanns Verlag, Stuttgart

Dieter und Dietlinde. Kurze Geschichten aus dem weißen Hause. Bearbeitet von Wilhelm Fronemann, mit Bildern von Dieter Pfennig. Lateinische Schrift. 80 S. 2 und 3 M. — Witzige kurze Geschichten für Knaben und Mädchen, die gerade lesen lernen, auch zum Vorlesen geeignet. Für 5—8 jährige.

Eine lustige Gesellschaft. Geschichten von kleinen Leuten. Von Sophie Kloerß. Mit 25 Bildern von Rolf Winkler. 120 S. 2 und 3 M. — Fröhliche echte Kindergeschichten, anregend auch für stille Kinder. Für 6—10 jährige.

Großmutter Elisabeths Enkelkinder. Von Else Model. Mit vier farbigen und zehn schwarzen Bildern von Paul Hey. 160 S. 5 M. — Fortsetzung von Li-Lo, das wir im vorigen Jahr anzeigten. Wer Li-Lo liebgewann, wird gern die weiteren mannigfaltigen Schicksale der Nürnberger Kinder erleben wollen. Solid, zart und spannend. Für Knaben und Mädchen von 12 bis 16 Jahren.

Und jede Seele ... Ein Buch von Werdenden von Elsbeth Steinbiß. 280 S. 5.50 M. — Der Werdegang einer glücklichen Familie vor dem Krieg, in Not und Leid der Kriegszeit und tapferen Aufbau der Nachkriegszeit hinein. Für reife Jugend von 14—18 Jahren.

Aus dem Verlag D. Gundert, Stuttgart

Hans Siebenreich. Eine Sommergeschichte von Frida Schuhmacher. 158 S. 4 M. — Ländliches Leben mit allerlei großen Kindererlebnissen, liebenswürdig erzählt von der bekannten Jugendschriftstellerin. Für 6—10 jährige Knaben.

Aus dem Verlag Herder u. Co., Freiburg i. B.

Der Fährmann. Ein Buch für werdende Männer. Herausgegeben von Gustav Keckeis und Josef Schmid. Zweiter Band. 154 Bilder. 328 S. 7.50, geb. 9 M. — Ein Buch des heutigen Lebens, ungemein reichhaltig. Technik, Natur, Hygiene, Verkehr, Menschen und Tiere, Leib und Seele, alles kommt zu seinem Recht in Aufsätzen und reichem Bildmaterial. Mitarbeiter unter vielen andern: Peter Dörfler, Heinrich Mohr, Heinrich Federer, Heinz Klamroth, Bernhard Villinger. „Werdende Männer" greift ein bißchen zu hoch. Sagen wir: für junge Männer von 15—18 Jahren.
Dora Rade

Einige Kalender und Jahrbücher

Dürer-Kalender für Kunst und Kultur 1929. Herausgeber Karl Maußner. Künstlerischer Leiter Paul Pfund. Berlin, Sieben Stäbe-Verlag. 3 M. — Nach einjähriger Pause neu erschienen bringt der Dürer-Kalender reichen Bildschmuck, Handzeichnungen meist völlig unbekannter Arbeiten alter und neuer Meister, dazu eine feine Auswahl wertvollen Schrifttums aus allen Zeiten.

Für Auge und Herz. 3. Jahrgang. Herausgegeben vom Evangelischen Preßverband für Westfalen und Lippe, bearbeitet von Pastor Hans Josten. Witten, Westdeutscher Lutherverlag. 2 M. In Mengen billiger. — Je ein Kunstblatt aus der religiösen Welt für jede Woche; für jeden Tag, Liedervers, kurze Andacht, darunter Verse, Spiele, Geschichtlein für die Kinder.

Neues Deutschland 1929. Wiesbaden, Friede durch Recht. 3.20 M. Republikanisch-pazifistischer Kalender, mit guten Bildern und wertvollen Schriftsätzen von führenden Männern der verschiedensten Zeiten, geeignet, für den Friedensgedanken zu werben und ihn zu vertiefen. Dora Rade

Neuer Kinderkalender für das Jahr 1929. 37. Jahrgang. Herausgegeben von Pastor Johann Zauleck. Einzeln 25 Pfg., 50 Stück 11 M., 100 Stück 20 M. Hamburg, Gutenberghaus an der Catharienbrücke, H. O. Persiehl. 64 S. — Für Kinderbescherungen in Kirche oder Schule! Die Geschichten, von gleicher Güte und Gediegenheit wie im Sonntagblatt des Herausgebers „Für unsre Kinder", werden von 10—14 jährigen Jungen und Mädchen sehr gern gelesen werden. Wer Zauleck nur aus dem „Mutigen Christentum" kennt, ist angenehm überrascht, diesen sonst so streitbaren Mann in seinem kurzen Vorwort (und auch in der ganzen Zusammenstellung des Kalenders) als gütigen und verständnisvollen Kinderfreund kennen zu lernen.

Nachbarkalender, illustrierter Familienkalender für das Jahr 1929. 41. Jahrgang. 96 Seiten. 35 Pfg. — Trotz billigen Preises zur Massenverbreitung nur mit Einschränkung zu empfehlen. 24 Seiten eigentlicher Kalender mit volkstümlich geschriebenen Lebensbildern, 20 Seiten ansprechende kurze Erzählungen und ein Abendgedicht von Gustav Schüler, auf 18 Seiten ein sehr gediegener Bericht von D. M. Schlunk, über die große Missionskonferenz in Jerusalem, zweifellos der wertvollste Teil des Kalenders, und endlich (nach zwei Rätseln und einem freundlichen Kinderbilde) auf 30 Seiten ein Aufsatz von Th. Töner über die wichtigsten Weltereignisse „Vom Sommer 1927 bis ebendahin 1928", der trotz vorsichtiger Zurückhaltung im Urteil es selbstverständlich nicht Jedermann recht machen kann. So ist der Inhalt reichlich bunt und wenig ausgeglichen. Martin Schreiber

Das glückhaft Schiff. Fahrtenbuch für Sonne, Wind und Wetter. Zusammengestellt von Hans Richard Lesser. Stuttgart „Das glückhaft Schiff". 1.35 M., 10 Stück 12 M. — Aufsätze und Leseproben zu 40 der wichtigsten Neuerscheinungen des Jahres, dazu eine Anzahl guter Bilder von Autoren. Reichhaltig und anregend.

Neue Christoterpe. 50. Jubiläumsband. Herausgegeben von Julius Kögel. Halle, Müller (Paul Seiler). 304 S. Kartoniert 5.50, gebunden 6, 7 und 7.50 M. — Alter Tradition getreu in Art und Inhalt bringt die „Neue Christoterpe" in diesem Jubiläumsband neben Anderem besondere Rückblicke auf ihre Entstehungszeit und ihre Gründer.

Der Gesundbrunnen. Jahrbuch des Dürerbundes. 22. Jahrgang. Bearbeitet von Wolfgang Schumann. Berlin, Sieben Stäbe-Verlag. 168 S. Kartoniert 1.80, gebunden 2.20 M. — „Der Zeit angehörig, dem Ewigen vertraut, dem lebendigen Menschen und seiner Lebensführung, seiner Freude und seiner Besinnlichkeit dienstbar, der Jugend unser Bestes — das sei der Wahlspruch unseres Kalenderbuches." Reich an Bild- und Schriftwerk, an Unterhaltung und Belehrung — und billig. Dora Rade

---

Der Streit um Hasenclevers Komödie

Es ist nicht das erste Mal, daß ein literarisches Werk erst durch die Opposition, die es hervorgerufen hat, in das rechte Licht gerückt wird. Und zwar nicht nur in propagandistischem Sinne! Hasenclevers Komödie „Ehen werden im Himmel geschlossen" wäre möglicherweise als Komödie gar nicht erst entdeckt worden, wenn nicht die immer heftiger werdende Opposition aus christlich-kirchlichen Kreisen auf das besondere Problem dieser Komödie aufmerksam gemacht hätte. Dieses Problem wäre also nun darin zu sehen, daß der „liebe Gott" und „der Himmel" in Hasenclevers Komödie offenbar einer Realität nicht ganz entbehrt. Wäre das nämlich der Fall, dann hätte das ganze Stück überhaupt keinen Gegenstand. Nun aber bekommt es — in wahrlich komischer Konsequenz der Dinge — durch die Opposition diesen seinen Gegenstand. Man wird darum nun auch die bisher an diesem Stück geübte Kritik, die sich wesentlich mit seiner Gegenstandslosigkeit beschäftigte, mit einem deutlichen Fragezeichen versehen müssen. Sie kann nicht mehr ausreichen, denn nun ist auf einmal eine Sache zur Erörterung gestellt.

*

Man kann schon nach diesen ersten mehr zufälligen Erwägungen die Frage aufwerfen, ob die Kirche klug daran tat, dieser Komödie gegenüber auf den Plan zu treten. Man wird dann weiter überhaupt einmal fragen müssen, ob die Waffe des öffentlichen Machtkampfes der Kirche gut zu Gesicht steht, ob Demonstration, Protestkundgebung, das Drohen mit dem Staatsanwalt überhaupt legitime Möglichkeiten der christlichen Kirche sind, ihre Haltung in der Welt durchzusetzen, ob die Kirche nicht vielmehr immer schon ihren Kampf verloren hat, wenn sie sich nur anschickt, sich dieser Waffe zu bedienen. Machtkampf ist eben keine christlich-kirchliche Kategorie der Entscheidung in einer Sache, und ganz ungestraft hat die Kirche wohl noch niemals von seiner Möglichkeit Gebrauch gemacht.

Aber die Frage reicht noch tiefer! Steht die Kirche eigentlich unter dem Zwange einer sachlichen Nötigung, wenn sie sich entrüstet über diese Komödie? Darf sie es tun? Hasenclevers Gott auf der Bühne ist der „liebe Gott" der Menschen. Ein Gebilde und Gemächte menschlicher Phantasien und Träume, menschlicher Angste und Nöte oder auch menschlicher Leidenschaften und Schwärmereien, der Gott, den man so hat, „irgendwie" hat, in dem man ihn sich selbst so oder so gemacht hat, der Gott, zu dem im Kriege jedes Volk betet als zu seinem Gott, der Gott, der im Schicksal erlebt wird. Es gibt übrigens wie man sieht sehr primitive Möglichkeiten, sich diesen Gott selbst zu bilden — und der Hasenclevers che scheint, wenn nicht alles täuscht, reichlich primitiv ausgefallen zu sein! — aber man soll darum nicht meinen, der Gott des philosophischen Individualisten z. B. passe nicht ebenso gut auf die Bühne! — er könnte in diesem Stück sehr wohl auch gemeint sein, in welchem Gewande er auch daher kommt, im raffiniertesten Gewande rationaler ideologisch-weltanschaulicher Betrachtungen und Spekulation, oder in mystischem Gewande des Erlebnisses und der Schau der Dinge in der Tiefe. Will die Kirche sich wirklich und im Ernst zum Anwalt dieses Gottes machen — und sie tut das, indem sie gegen seine Karikierung aufbegehrt —, will sie von Gotteslästerung reden, wo es sich um den höchst banalen Vorgang einer Götzenzertrümmerung handelt? „Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen" — keins aus Holz und Stein, aber auch ganz gewiß keins aus Vorstellungen und Träumen und Ideologien. Und „bete sie nicht an und diene ihnen nicht" heißt es ausdrücklich.

Oder sollte es hier vielleicht nach der Regel gehen: „Der getroffene Hund bellt"? Sollte also die christliche Kirche nach dieser Seite hin vielleicht selbst den Rücken nicht ganz frei haben? Sollte sie womöglich mit ihren Predigten und Gottesdiensten heimlich oder offen, mehr oder weniger diesem Gott gehuldigt haben? Ohne Frage, das wird der Kirche vorgeworfen! (Kriegspredigten! Ihr macht euch euren Gott selber! der Gott der Kapitalisten!) Sollte also dieser

Vorwurf in irgendeinem Sinne vielleicht doch recht haben, frage ich? Dann wäre freilich zu sagen: Es kann der christlichen Kirche überhaupt nichts Besseres und nichts Heilsameres geschehen, als daß dieser Nicht-Gott möglichst rasch und möglichst gründlich an den Pranger gestellt und zerschmettert wird. Das hätte die Kirche gefälligst selbst besorgen sollen! Ihre Aufgabe ist es. Warum hat sie es nicht getan? Es ist ja nicht das erste Mal, daß die Kirche vor die Frage gestellt wird, welchem Gott sie eigenlich diene und ob sie wirklich Gott diene in ihrem Gottesdienst. Negative Kritiker unter den Theologen, Männer wie Ludwig Feuerbach und Franz Overbeck — um von den positiven, von Blumhardt, Kierkegaard, oder gar den Reformatoren ganz zu schweigen — sind nicht müde geworden, die Kirche zu fragen: Ist der Gott, von dem wir reden, auch wirklich Gott, oder ist es nicht vielleicht in einer letzten Selbstübersteigerung der Mensch, unser eigenes Selbst? Und neuerdings hat die sogenannte „dialektische Theologie" ausdrücklich auf diese radikale Kritik zurückgegriffen und ihre ganze Bemühung darauf verwandt, die Kirche von dem Vorwurf, sie diene in Wahrheit schließlich doch dem Menschen, endgültig zu befreien. Warum hat sich die christliche Kirche nie ernstlich eingelassen auf diese Fragen? ja warum hat sie nicht diese Kritik, die radikale, täglich neu zu übende Selbstkritik ihre höchst eigene angelegenste Aufgabe sein lassen? Daß das ganze Leben eine Buße sein soll, ist doch wohl gerade für die Kirche gefordert, und Buße ist doch primär eine Sache der Erkenntnis! Hätte die Kirche das getan, hätte sie den Nicht-Gott Gott immer wieder selbst an den Pranger gestellt, so gründlich und gewissenhaft wie nur möglich, hätte sie es nicht immer wieder der Welt überlassen, das zu tun, dann hätte sie ihrerseits diese Komödie gegenstandslos gemacht, und wäre sie dann wohl auch gar nicht erst geschrieben worden! Wenn es aber so ist, daß hier ein Versäumnis der Kirche vorliegt, eine versäumte Gelegenheit, Buße zu tun, radikalste Selbstkritik an sich zu üben, wenn es so ist, daß die Kirche in Konsequenz gewisser aufklärerischer oder pietistischer Gedankengänge die deutliche Unterscheidung zwischen dem „lieben Gott" der Menschen und Gott dem Vater Jesu Christi (allein den kennt die Kirche!) versäumt hat, dann sollte sie nun — in wahrhaft kirchlicher Haltung — schweigen und ihren Mund nicht auftun. Den Protest sollte sie lieber denen überlassen, die an diesen Menschen-Gott glauben wollen und auch gern glauben, weil sie darin sich selbst dienen und ihre eigenen Geschäfte besorgen. Der Gott, der auf die Bühne gebracht werden kann, ist nicht der Gott der Kirche, nun und nimmer mehr! Denn der ist der verborgene Gott im Himmel, der offenbar wird, allein in seiner Offenbarung, in dem Menschen Jesus Christus, dem Gekreuzigten. Wenn der gelästert wird, dann ist die Situation für die Kirche eine andere, dann hat sie auf dem Plane zu sein.

Frankfurt a. M. Otto Fricke

Wöchentliche Chronik

Vom kurhessischen Landeskirchentag. Der Kirchenkreis Bockenheim und die Gemeinde Fechenheim werden an die Frankfurter Landeskirche abgetreten. (Deren Zustimmung ist alsbald zu erwarten.) — Ein Beschluß begrüßt die Verhandlungen, die sich in der Richtung bewegen: die Landeskirche Hessen-Kassel in einen größeren Verband zunächst innerhalb der Provinz (also mit Nassau und Frankfurt), weiterhin auch mit Hessen-Darmstadt, hineinzustellen. Auch die engere Verbindung mit der altpreußischen Kirche soll gefördert werden, unter Wahrung von Bekenntnis und Eigenart. „Das Ziel aller dieser Bestrebungen ist die Vereinigung aller deutschen evangelischen Glaubensgenossen in der ersehnten einen deutschen evangelischen Kirche."

Das Brandenburger Konsistorium hat gegen das Hasenclevesche Stück „Ehen werden im Himmel geschlossen" Anzeige wegen Gotteslästerung erstattet. Vgl. v. Nr. — Hasenclever (getauft und konfirmiert durch Pfarrer Deutelmoser in Aachen) hat in BZM vom 26. 11. darauf geantwortet: „Solange im christlichen Staat Menschen zum Tode verurteilt und Kriege sanktioniert werden, bin ich bereit, als Gotteslästerer ins Gefängnis zu gehn." — D. Erich Foerster erklärt sich gegen § 166. FZ 892. — Die Staatsanwaltschaft hat das Ermittlungsverfahren eröffnet und eingestellt.

Der Internationale Verband zur Verteidigung und Förderung des Protestantismus erstrebt die Begründung eines kirchenkundlichen Seminars und Beschaffung von Stipendien für die dort Studierenden.

Der Redakteur des „Pfaffenspiegel" wurde in zweiter Instanz wegen einer Karikatur von Konnersreuth laut § 166 zu 300 Mark verurteilt: der Wunderglaube eine Einrichtung der katholischen Kirche. FZ 913

Der Zentralvorstand der Deutschen Volkspartei hat am 24. November 1928 in Sachen des preußischen Konkordats folgende Entschließung gefaßt: „Die Deutsche Volkspartei tritt nach ihrer Grundeinstellung für den konfessionellen Frieden zwischen allen Gliedern des deutschen Volkes, insbesondere zwischen dem evangelischen und katholischen Teil unserer Mitbürger ein. In Übereinstimmung mit der Auffassung der katholischen Mitglieder der Partei stellt der Zentralvorstand für die Verhandlungen zwischen Staat und Kirche Folgendes fest: 1. Die von Preußen und Hannover mit der Kurie in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgeschlossenen und bis jetzt in Geltung gebliebenen Vereinbarungen über die äußere Organisation der römisch-katholischen Kirche und die finanziellen Leistungen des Staates bedürfen in einigen Punkten einer Anpassung an die inzwischen anders gewordenen Verhältnisse; es erscheint angezeigt, danach die bisherigen Vertragsbestimmungen durch entsprechende neue Vereinbarungen abzuändern oder zu ersetzen. 2. Die neuen Vereinbarungen sollen nicht in der Form eines Konkordats, sondern in anderer Vertragsform zum Abschluß gebracht werden. 3. Das seit einem Jahrhundert vertraglich festgelegte, dem konfessionellen Frieden dienende Gleichgewicht ist aufrechtzuerhalten. Bei der in Aussicht genommenen Neuregelung darf der bestehende Rechtszustand nicht zu Ungunsten des Staates verschoben werden. 4. Die Neuregelung soll sich grundsätzlich auf die in den bisherigen Vereinbarungen behandelten Fragen äußerer Organisationen und finanzieller Beziehungen beschränken. 5. Insbesondere dürfen in oder neben den neuen Vereinbarungen Abreden über die Schule nicht getroffen, auch Erklärungen irgendwelcher Art über die Schulen nicht abgegeben werden. 6. Vor dem Inkrafttreten etwaiger neuer Vereinbarungen muß die Gewährung sinnentsprechender Rechte an die evangelischen Landeskirchen Preußens unter Berücksichtigung ihrer Eigenart sichergestellt werden." DEK

Die deutschen katholischen Frauen- und Mütter-vereine haben mit Genehmigung der Bischofskonferenz in Fulda einen Gesamtverband (850 000 Mitglieder) begründet, dessen Geschäftsstelle mit der des Zentralverbandes katholischer Jungfrauenvereine (beide Verbände zusammen 1,6 Millionen Mitglieder) vereinigt worden ist.

Die Weißenbergsekte hielt in Berlin ihren dritten Kirchentag unter den Farben Schwarz-weiß-rot, über den die Deutsche Zeitung 264 a einen begeisterten Bericht bringt.

Die Soziale Arbeitsgemeinschaft Berliner Pastoren hat an das Präsidium des Reichstages ein Schreiben gerichtet, in dem sie bittet, den Ausgesperrten im nordwestlichen Industriegebiet wieder zu ihrer Arbeit zu helfen. „Sollte das aus irgendwelchen Gründen im Augenblick unmöglich sein, so ist zu fordern, daß die Ausgesperrten in den Genuß der Erwerbslosenfürsorge kommen oder ausreichend unterstützt werden."

Der Evangelische Landesbischof von Mecklenburg-Strelitz, Tolzien, hat einen Vortrag über Christentum, evangelische Kirche und Pazifismus gehalten, an dessen Spitze er das Wort gestellt hat: „Pazifismus und Christentum gehören zusammen." Deutschland habe gerade als Kriegsopfer einen pazifistischen Weltberuf. Darum müssen sich alle Christen und voran die Kirchen rückhaltlos in den Dienst des Friedensgedankens stellen. Der Bischof wird deswegen von der Presse der Deutschnationalen heftig angegriffen. VZ 284

Der Landesverband der Christlichen Elternvereine Sachsens fordert in einer Kundgebung an Behörden und Öffentlichkeit für die evangelische Schule die Rechte, die den polnischen und dänischen Minderheiten, den weltlichen und katholischen Schulen zugestanden seien, und protestiert gegen die Entfernung der Kreuze und Bibelsprüche.

Der braunschweigische Landeskirchentag hat beschlossen, den Geistlichen der braunschweigischen Landeskirche grundsätzlich Anspruch auf die Gruppe A 2b der braunschweigischen Beamtenbesoldungsordnung zuzuerkennen, jedoch im laufenden Etatsjahr eine Kürzung von 15 % vorzunehmen. Den älteren Pfarrern soll vom dritten Kind an die Kindeszulage erhöht werden; wo eine Verminderung der Bezüge gegen das bisherige Gehalt eintreten würde, sollen die alten Bezüge weitergezahlt werden.

Der Stuttgarter Christliche Verein junger Männer hat, obwohl er dreimal in den letzten drei Jahren den ersten Preis errang, die Teilnahme an den Stadtverbandswettläufen abgelehnt, weil seiner dringenden Bitte um Verlegung des Stadtlaufs vom Sonntagvormittag auf den Nachmittag nicht nachgegeben wurde.

In München sind im Jahre 1927 20 % rein katholischer Brautpaare nicht mehr kirchlich getraut. Zum Empfang der Ostersakramente geht nur noch die Hälfte der katholischen Frauen, 1/4 der katholischen Männer; zur Kirche kommen nur 1/3 regelmäßig, 1/5 unregelmäßig, die Hälfte überhaupt nicht, höchstens an hohen Festtagen.

Nach dem neuen Haushaltsplan gibt es in Preußen 150 weibliche Polizeibeamte: Polizeiräte, Kriminalkommissare, Kriminalsekretäre, Kriminalbezirkssekretäre, ... Polizeigefängnishauptwachtmeisterinnen (!), Polizeigefängnisoberwachtmeisterinnen (!). FZ 893

Im Jahre 1927 besaßen 18,5 % der schwedischen Bevölkerung ein Branntweinbüchlein. Die monatlich erlaubte Höchstmenge beträgt 2,35 Liter; die von den Inhabern der Büchlein tatsächlich gekaufte Menge war für das ganze Jahr durchschnittlich 24,6 Liter. Die Abgabe von Büchlein an junge Leute unter 25 Jahren ist eine Ausnahme, die Verkaufsgesellschaft in Umeo hat sogar das 29. Altersjahr als Grenze festgesetzt.

Der Bischof Raffay hat eine ungarische Übersetzung des Neuen Testaments veröffentlicht, die die bisher vorhandenen weit übertrifft.

Eine Erklärung der Kommunistischen Partei Deutschlands im „Freidenker" (Oktober 1928) stellt fest: „daß in der KPD Niemand als Kandidat zum Parlament aufgestellt wird, der nicht seinen Kirchenaustritt erklärt hat" und: „Eine Mitgliedschaft in der KPD ist unvereinbar mit der bei den religiösen Sozialisten". DEK

Das allrussische Zentral-Vollzugs-Komitee hat unter dem 4. 11. 26 eine Instruktion zu den Wahlen der Stadt- und Dorfräte und zur Einberufung der Räte-Kongresse erlassen, die für die bevorstehenden Wahlen bestätigt worden ist. In Art. 15 werden die Personen aufgezählt, denen die Konstitution der RSFSR das Wahlrecht entzieht, dazu gehören (wörtlich nach der wolgadeutschen Ausgabe) „m) die Diener der religiösen Kulte aller Konfessionen und Deutungen als: Mönche, orthodoxe Geistliche, Diakone, Psalmenleser, Mullahs, Muezzine, Rabbiner, Kasii, Bii, Kantoren, Schamanen, Baxy, römisch-katholische Geistlichen, Pastoren, Vorleser in der Kirche und Personen anderer Benennungen, welche andere den aufgezählten entsprechende Pflichten erfüllen, unabhängig davon, ob sie für die Erfüllung dieser Pflichten Lohn erhalten oder nicht." Dagegen kann nach Art. 16 das Wahlrecht nicht entzogen werden: „Personen, welche mietweise oder auf dem Wahlwege durch religiöse Gemeinden sich mit administrativ-wirtschaftlicher und technischer Bedienung der Gebäude religiöser Kulte und religiöser Gesellschaften beschäftigen, als: Wächter, Aufräumer, Glöckner, Sänger und dergleichen, desgleichen Personen, die laut Vertrag Kirchen oder Kirchengüter übernommen haben und Mitglieder von Pfarräten und -Gemeinden sind."

In der türkischen Nationalversammlung ist ein Initiativantrag für Ersetzung des Freitags als Feiertag durch den Sonntag eingebracht worden, für den sich auch die Handeskammer in Konstantinopel erklärt hat.

In Palästina haben die Mohammedaner die höchste Geburtsrate aufzuweisen: Auf 10 000 Bewohner 561 Kinder, die Christen 389 und die Juden 351.

Rockefeller hat zwei Millionen Dollar zur Gründung eines Altertummuseums in Jerusalem, Rothschild in London 18 000 Pfund für jüdische Schulen und Nathan Strauß ein großes Erholungsheim in Jerusalem gestiftet.

Die Sudanpionier mission hat einen Missionsarzt nach Persien gesandt und deshalb ihren Namen in „Evangelische Mohammedaner-Mission Wiesbaden e. V." geändert.

Graf Lerchenfeld, deutscher Gesandter in Wien, hat in Frankfurt a. M. über „Weltfrieden und Kirche" gesprochen und Aufnahme des Papstes in den Völkerbund gefordert. FZ 912

Eine Zeitschrift „Für alte Augen. Sonntagsgruß ins Stübchen der Alten" erscheint vom 1. Januar an bei C. Bertelsmann in Gütersloh.

Eine internationale Zeitschrift wird von den Reformierten im Januar ausgegeben werden: The Evangelical Quarterly. Herausgeber Mackay und Maclean, Edinburg.

Von Personen. Umhabilitiert: Privatdozent Lic. Martin Roth Greifswald nach Leipzig. Abgelehnt: Bonn von Professor D. Martin Dibelius in Heidelberg. Emeritiert: auf seinen Antrag Professor D. Rudolf Otto in Marburg. Gewählt: Pfarrer Dr. Bernhard Ritter in Marburg zum Studentenseelsorger in Frankfurt a. M. Promoviert: DD. von Erlangen Oberkirchenräte Hermann und Baum in München, Prieser in Bayreuth; Professor D. Karl Eger in Halle zum Ehrendoktor der dortigen juristischen Fakultät, D. Albert Schweitzer zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der deutschen Universität Prag. Gestorben: D. Julius Jordan, einst Ephorus des Predigerseminars Wittenberg. E St

Verschiedenes

Von Redaktions wegen. Die vier Zeilen, mit denen wir in Nr. 21 Sp. 1044 unsern Lesern mitgeteilt haben, weshalb sie keinen Eigenbericht über Budapest-Debrecezin erhielten, hat eine lange Veröffentlichung von Seiten des „Internationalen Protestantischen Pressebüros" veranlaßt, die man in DEK 48 und im Reichsboten vom 25. 11. nachlesen kann. Es ist Weihnachten. Die Leser können völlig beruhigt sein. Was wir geschrieben haben, ist wahr und richtig. Am liebsten würden wir gar nicht antworten. Aber die Freude, bei dieser Gelegenheit einem zu Unrecht Verfolgten Genugtuung zu verschaffen, werden wir uns nicht entgehen lassen. Dergleichen liegt uns. Es hat Zeit. D H

Flugblatt des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins

Auf das Flugblatt, das für unsre Ostasienmission wirbt und dieser Nummer beiliegt, möchten wir im Blick auf das Fest ausdrücklich hinweisen. Machen wir unsern Missionaren und den für das Werk Verantwortlichen auch eine Weihnachtsfreude. Sie können es brauchen. D H

Unsre Musikbeilage

Endlich unsre Musikbeilage. Das ist nun ein Weihnachtsgeschenk des Verlags, der Redaktion, der Dichterin und des Komponisten an unsre Leser. Mögen sie es freundlich aufnehmen und fröhlich singen! D H

Versammlungskalender

7.—12. Januar Apologetische Zentrale, Lehrgang für Pastoren, Pfarramt und neue Apologetik, Johannesstift Spandau

16.—22. Januar Evangelisch-soziale Schule: Berufserziehung, Johannesstift Spandau

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt, Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz

Inhalt Nr. 49: Der kommende Heiland (Klinge). Die drei Mauern (Spieß). Aus Hannover II (Franz). Bei den Pfälzer und Badener Freunden (Bourquin). Ein Gruß an Bach (Jungnickel). Von gestern und heute (Konkordat, Positive Ketzereien, Sonntagsspiegel). Büchertisch.

Inhalt Nr. 50: Gottes Gericht (Klinge). Evelyn Underhills „Mystik" (Gastroio). Ostasien und wir (Schröder). Von gestern und heute (Schutz der Minderheiten, Das Wesen des konservativen Menschen, Württemberg u. a.). Büchertisch.

Einbanddecken
für den 42. Jahrgang

in bekannter Ausführung — grau mit Leinenrücken, schwarzer Aufdruck und starkes weißes Vorsatzpapier, versandbereit

Preis M. 1.50
zuzüglich 20 Pf. für Porto bei direkter Zusendung.

Etwa fehlende Nummern des Jahrgangs können zum Preise von 75 Pf. pro Nummer nachgeliefert werden.

Einbanddecken der letzten Jahre in wenigen Stücken noch vorrätig.

Bestellungen
im Laufe des Januar erbeten!

Leopold Klotz Verlag
Gotha

Für jeden Tag zwei Bibelworte:

Losungen u. Lehrtexte der Brüdergemeine 1929

geheftet —.80 Pfg.,
gebunden RM. 1.—,
in Ganzleinen RM. 1.60,
mit Schreibpapier durchschossen RM. 2.50,
mit Goldschnitt RM. 2.— und RM. 2.80 (durchschossen).

Durch jede Buchhandlg. zu beziehen.

Verlag der Unitätsbuchhandlg. Gnadau (Bez. Magdeburg).

Zur zusammenfassenden Pflege der in unserer Gemeinde vorhandenen Einzelgruppen des B. D. J. wird ein

junger Theologe (Kandidat)

gesucht. Bewerbungen mit Lebenslauf an Pfarrer **Ludwigs** in **Solingen**, Malteserstraße 28 erbeten.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart
Handwörterbuch 1909—13

5 tadellos erhaltene Halbleinenbände abzugeben für 100.— RM. Anfragen unter **Nr. 40** an den Verlag d. Bl.

Die Prosaschule
von Dr. Broder Christiansen
(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Heute morgen 5 Uhr entschlief sanft nach kurzer Krankheit mein lieber Mann, unser lieber Vater und Großvater

der Pastor em. Dr. theol. h. c.

Ernst Michelsen

im Alter von 73 Jahren.

Luise Michelsen, geb. Hardeland.
Dr. Andreas Michelsen und Familie,
Chr.-Albr.-Koog.
Dr. Konrad Michelsen und Familie, Süderlügum.
Henni Michelsen, Tingleff.

Deezbüll, Totensonntag 1928.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postiarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23183. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 5. Januar 1929

Dieser Nummer liegen Prospekte folgender Verlage bei: **Buchhandlung des Nordbundes, Hamburg; Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin; Leopold Klotz Verlag, Gotha; Friedrich Andreas Perthes A.-G., Stuttgart; Weidmannsche Buchhandlung, Berlin;** ferner ein Prospekt von Strafanstaltspfarrer Wahl, Butzbach und ein Flugblatt